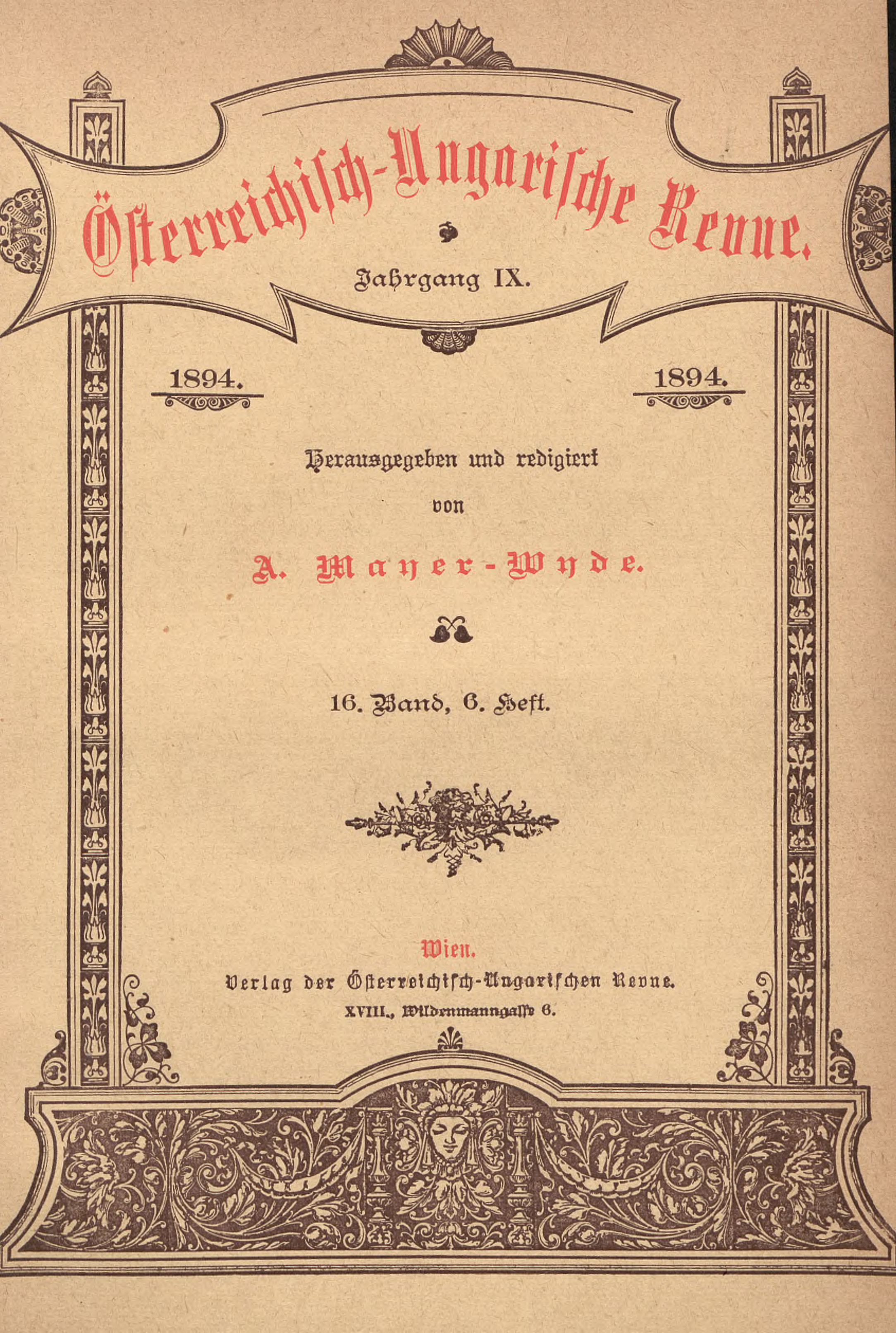


Österreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang IX.

1894. 1894.

Herausgegeben und redigiert

von

A. Mayer-Wyde.

16. Band, 6. Heft.

Wien.

Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.

XVIII., Wildenmanngasse 6.

Inhalt.

Österreichisch-Ungarische Revue.

Monatsschrift für die gesammten Culturinteressen der Monarchie, insbesondere für Verwaltung und Justiz, Cultus und Unterricht, Finanz- und Heerwesen, Gesellschaftspolitik und Hygiene, Bodenproduction und Industrie, Handel und Verkehr, Geschichte und Biographie, Länder- und Völkerkunde, Philosophie und Naturwissenschaft, Literatur und Kunst.

Die **Österreichisch-Ungarische Revue** bildet die neue Folge der **Österreichischen Revue** und hat sich gleich ihrem Vorwerke die Aufgabe gestellt, die lebendigen Traditionen der Monarchie fortzupflanzen und über das in seiner Mannigfaltigkeit reiche Culturleben Österreich-Ungarns sowie über die neue Epoche seiner Entwicklung aus unzweifelhaften Quellen Aufschluss zu geben. Unter der Rubrik „Österreichisch-Ungarische Dichterhalle" bietet sie als Beigabe erlesene Proben der heimischen Dichtkunst unserer Tage.

Inhaltsverzeichnis und Probehefte der **Österreichischen Revue,** ferner Inhaltsverzeichnisse der ersten fünf Jahrgänge und Probehefte der **Österreichisch-Ungarischen Revue** sind durch den Verlag der **Österreichisch-Ungarischen Revue** zu beziehen.

Abonnements nehmen sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, desgleichen die k. k. österr. und die k. ungar. Postanstalten, endlich der Verlag der **Österreichisch-Ungarischen Revue,** Wien, XVIII. Wildenmanngasse 6, entgegen.

Die **Österreichisch-Ungarische Revue** erscheint in Monatsheften von durchschnittlich fünf Bogen Groß-Octav. Je sechs Hefte bilden einen Band. Der Pränumerationspreis inclusive Postversendung beträgt für

Österreich-Ungarn:

ganzjährig 9 fl. 60 kr.; halbjährig 4 fl. 80 kr.; vierteljährig 2 fl. 40 kr.

Für die Länder des Weltpostvereines:

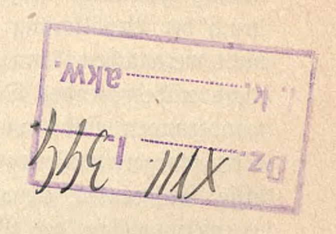
ganzjährig 16 **Mark** = 20 **Francs**; halbjährig 8 **Mark** = 10 **Francs**; vierteljährig 4 **Mark** = 5 **Francs.**

Für das übrige Ausland:

ganzjähr. 25 **Francs** = 20 **Schilling**; halbjähr. 13 **Francs** = 10 **Schilling 4 Pence.**

Das einzelne Heft kostet für Österreich-Ungarn 1 fl.; für das Ausland **Mark** 2 = 2·50 **Francs.**





Der Wanderzug der Ungarn.

Von

Dr. Gustav Thirring.

Budapest.

Die moderne Gestaltung der volkswirtschaftlichen Verhältnisse, der Aufschwung von Handel und Gewerbe geben der Entwicklung der Bevölkerung und deren Bewegung neue Richtungen. Bevölkerungen, die, während sie vorwiegend dem Ackerbau oblagen, vorher kaum zu bewegen waren, ihre Scholle zu verlassen, werden mobil, sowie mit dem Emporblühen der Industrie und des Handels neue Centren entstehen, welche die arbeitsfähigen und arbeitsuchenden Volksschichten an sich zu ziehen imstande sind. Der Zug nach der Stadt, wie ihn Rauchberg so treffend gekennzeichnet, nimmt von Jahr zu Jahr zu. Je schwerer die Existenzbedingungen werden, desto mehr drängt sich die Bevölkerung den Städten und in erster Linie den Großstädten zu, an deren Brust Tausende und Tausende von Arbeitsuchenden sich ernähren können, deren hastiger Drang nach einem sicheren und leichten Fortkommen in der Provinz nicht befriedigt werden kann. So erlangt die Fluctuation der Bevölkerung von einem Orte zum anderen immer größere Dimensionen, und immer bedeutender wird der Antheil, den die fremden Elemente auf Kosten der einheimischen an der Zusammensetzung der Bevölkerung nehmen. Solange diese Wanderbewegung die Grenzen eines Landes nicht überschreitet, kann sie nicht als dem Gemeinwohl schädlich betrachtet werden, ja die Auffrischung der eingeborenen Bevölkerung durch fremde Elemente ist eher vortheilhaft zu nennen. Brechen aber die Wogen dieser Fluctuation an den Landesgrenzen

nicht zurück, sondern ergießt sich die Flut der Wandernden auch ins Ausland, so wird die Bewegung zu einem Symptom mehr weniger bedenklicher Zustände, deren Ursachen zumeist tief in den Misèren der wirtschaftlichen Verhältnisse wurzeln. Namentlich wird diese Auswanderung zu einem ernsten Übel, wenn den solcherart entstehenden Abbruch der Bevölkerung eine Einwanderung aus den fremden Staaten nicht wettmachen kann und somit in der Bevölkerungsbilanz ein oft nicht unbedeutendes Deficit zutage tritt. Die Ursachen solcher Auswanderungen sind, wie gesagt, zumeist wirtschaftlicher Art: die den Steuerträgern auferlegten großen Lasten, die schweren Erwerbsverhältnisse, Missernten, elementare Schäden oder der Mangel an Arbeit sind es meist, welche der Bevölkerung den Wanderstab in die Hand drücken. Gar oft sind es wohl auch die Trugbilder einer leichten und sicheren Existenz, die vielverheißenden Verlockungen gewissenloser Agenten, durch die sich leichtgläubige Seelen bethören lassen, ihr bisschen Hab und Gut zu veräußern, um jenseits des Oceans in wildfremden Landen, deren Sprache und Sitten ihnen unbekannt und unverständlich sind, den Kampf um das Dasein aufzunehmen. Manchen gelingt das kühne Wagnis, und ihr Beispiel lockt andere ihnen nach; aber gar viele finden dort ihren Untergang, und die meisten vermögen dort nur unter unsäglichen Entbehrungen und Anstrengungen, mit Anspannung aller ihrer Kräfte ihr Fortkommen zu finden oder auch eine bessere Existenz zu gründen als in ihrer Heimat. Freilich könnte man die Frage aufwerfen, ob dieselben unter solchem Aufbieten aller Kräfte nicht auch hierzulande ihr Fortkommen gefunden hätten? Dort mussten sie eben alles Können und Wollen einsetzen, um nicht elend zugrunde zu gehen, während sie in ihrer Heimat, im Kreise ihrer Angehörigen und Freunde ihr Dasein doch irgendwie weiter fristeten, ohne sich aus der gewohnten Indolenz aufrütteln zu lassen.

Ungarn war von der Manie der Auswanderungen bis zum Ende der Sechzigerjahre fast ganz verschont geblieben. Waren es Ursachen wirtschaftlicher, socialer oder politischer Natur, die seither die Fackel der Auswanderung angefacht haben und zu immer intensiverem Feuer auflodern ließen zu einer Zeit, wo die Bewohner des Landes alle Wohlthaten eines constitutionellen Staates genießen, das mag hier unerörtert bleiben. Thatsache ist, dass die Auswanderung von Jahr zu Jahr mehr um sich greift und heute in einzelnen Theilen des Landes schon bedenkliche Dimensionen angenommen hat. Neben der Auswanderung über die Staatsgrenze haben aber auch die inneren Wande-

rungen, der Austausch der Bevölkerungen zwischen einzelnen Landestheilen und der Zug nach der Stadt rapid und mächtig zugenommen. Diese modernen Völkerwanderungen, nicht um Blut wie einstens, sondern um Brot unternommen, sind eines der charakteristischesten Merkmale unserer Zeit. Es sei uns gestattet, diesen friedfertigen Wanderungen hier einige Worte zu widmen.

Wie so viele andere zeitliche Erscheinungen entziehen sich auch die Wanderungen der Bevölkerung zum großen Theile dem Argusauge der Statistik. Eine genaue Registrierung der Wanderungen existiert nur hie und da; in den Vereinigten Staaten werden dieselben seit Jahrzehnten einer eingehenden statistischen Evidenzhaltung unterzogen, und ähnliche Registrierungen existieren in mehr minder beschränktem Umfange auch in einigen anderen Staaten. Die inneren Wanderungen aber, die innerhalb der Grenzen eines und desselben Staates vor sich gehen und mehr den Charakter eines Volksaustausches an sich tragen, entziehen sich bisher aller statistischen Evidenzhaltung. In größeren Städten hat man versucht, die Institution der Meldungsämter zu diesem Zwecke zu verwerten, aber nicht überall ist deren Organisation und Leitung eine solche, die derlei wissenschaftliche Untersuchungen zu fördern imstande wäre. Die Statistik steht daher heute noch fast überall auf dem Punkte, die Wanderungen auf Grund der Ergebnisse der Volkszählung schätzen zu müssen. Nun ist es klar, dass auf dieser Basis ein präcises Resultat nicht erreicht werden kann. Denn wenn auch die Volkszählung ein sehr schätzenswertes Material bezüglich der Herkunft und Heimatsberechtigung der Bewohner liefert und ein Vergleich zwischen den Ergebnissen mehrerer Zählungen auch auf die Richtung und Tendenz der Wanderungen einen Schluss ermöglicht, bleibt die factische Größe der Wanderbewegung dennoch eine ungelöste Frage. Bietet doch die Volkszählung nur einen Spiegel der momentanen Zusammensetzung der Bevölkerung, ohne auch die Bewegungen innerhalb zweier Zählungen erkennen zu lassen, indem ein Theil der Ein- oder Ausgewanderten vor Durchführung der Volkszählung gestorben oder wieder weggezogen ist, daher durch dieselbe gar nicht ermittelt werden kann. Immerhin bieten die Resultate der Volkszählung die verhältnismäßig beste Grundlage zur Schätzung der Wanderungen, und sind auch wir genöthigt, unsere Betrachtungen zum größten Theil auf dieselben zu basieren.

Mit der Entwicklung der Verkehrsmittel, dem Fortschritte der Industrie und der durch die Civilisation verursachten häufigeren gegenseitigen Berührung der Bewohner wird die Zahl jener, die ihren Heimats-

ort verlassen, um sich anderwärts niederzulassen, immer größer. In den von den Verkehrsadern abseits gelegenen Gegenden, welche durch die Wellen der Civilisation nur wenig berührt werden, besteht die Bevölkerung meist aus einheimischen, am Orte ihres Domicils geborenen Bewohnern, während in den Centren der Industrie und des Verkehres die Vermischung eine bedeutende ist. Zumeist ist auch die Bevölkerung einander sehr nahe liegender Ortschaften eine mehr gemischte, wie in den auf große Distanzen liegenden Gemeinden der ungarischen Tiefebene.[1]) So hat sich im Durchschnitte des ungarischen Staates der Procentsatz der an ihrem Domicilorte Geborenen von 74·5 Procent auf 73·5 vermindert, während sich das Verhältnis der aus fremden Comitaten Gebürtigen von 7·5 auf 8·3 gehoben hat. Der Unterschied wird klarer, wenn wir erwähnen, dass sich im Laufe des letzten Decenniums die Zahl der ersteren um 9·4, die der letzteren aber um 22·2 Procent gehoben hat. Viel deutlicher kommen diese Verhältnisse zum Ausdruck, wenn wir dieselben nach den einzelnen Theilen des Landes zergliedern. Wir finden da, dass das Verhältnis der im Domicilorte oder in dem betreffenden Comitate Geborenen in den siebenbürgischen Theilen und am linken Ufer der Theiß am stärksten ist (93 und 91 Procent), von dort bis an die croatische Grenze 90 Procent, zwischen der Donau und Theiß aber nur 83 Procent beträgt; letzterer Landesstrich besitzt daher die mit fremden Elementen am meisten durchsetzte Bevölkerung, was aus der großen Anziehungskraft der Hauptstadt allein schon erklärlich ist. Nicht nur diese, sondern die Städte überhaupt ragen durch die Mischung ihrer Bevölkerung bedeutend hervor. Hierin spricht sich der Zug nach der Stadt am prägnantesten aus, und je höher die Cultur einer Stadt, desto geringer die Menge der einheimischen und umso größer das Verhältnis der fremden Volksschichten. Die ackerbauenden Städte und großen Märkte des Alföld üben auf ihre Umgebung nur eine geringe Anziehungskraft aus und besitzen selbst eine äußerst sesshafte Bevölkerung. In Hódmező-Vásárhely sind 91, in Kecskemét 86, ja auch in Szeged noch 80 Procent der Bewohner einheimisch; je industrieller die Stadt, desto mehr sinkt dies Verhältnis. In Debreczen beträgt es nur mehr 62, in Ödenburg 52, in Arad 50, in Fiume, Preßburg, Klausenburg, Raab, Fünfkirchen, Großwardein, Temesvár und Kaschau schwankt es zwischen 50 und 40, in Budapest beträgt es sogar nur 38 Procent. In den letzten zehn Jahren hat sich dies Verhältnis überall verringert

---

[1]) Vgl. das Censuswerk vom Jahre 1891, Bd. I, S. 54.

und dementsprechend der Procentsatz der auswärts Geborenen gehoben. Aus anderen Comitaten stammten in Budapest 44, in Klausenburg 37, in Kaschau 35, in Temesvár 34, in Arad 33, in Raab 27, in Preßburg 19, in Ödenburg 16 Procent der Bewohner, dagegen in den Städten des Alföld nur 5 bis 8 Procent.

Zur Veranschaulichung der großen Anziehungskraft, welche Budapest nicht nur auf das Land, sondern auch auf das Ausland übt, mögen die folgenden Angaben dienen.

Von den Bewohnern der Hauptstadt stammten aus:

	1881	1891	Zunahme in Procent
Budapest	157.287	190.748	21·3
Dem übrigen Ungarn .	163.159	255.958	56·9
Fiume	108	136	25·9
Croatien-Slavonien . .	1.793	2.517	40·4
Österreich	32.994	36.644	11·1
Dem Auslande	5.210	5.935	13·9

Geringer wohl als in den Städten, aber immerhin bedeutend ist auch der Austausch der Bewohner zwischen den einzelnen Comitaten; der Zug der Wanderungen wendet sich von den gebirgigen Gegenden der Ebene zu, von Norden gegen Süden.

Der gegenseitige Austausch der Bevölkerung zwischen den einzelnen Theilen gleicht sich großentheils aus, indem der Wegzug von einem Orte anderwärts als Zuzug in Rechnung kommt. Immerhin zeigt aber die Bilanz zwischen Ein- und Auswanderung nach und von Ungarn ein Deficit von 262.675 Seelen. Aus dem gegenseitigen Volksaustausch gehen nur wenige Comitate activ hervor, und nur die Hauptstadt Budapest schließt ihre Bilanz mit einem Plus von über 200.000 Seelen. Dagegen büßten durch Wegzug die Comitate Bács-Bodrog 39.954, Eisenburg 39.330, Neutra 37.237, Ödenburg 35.444, Trencsén 24.969, Fehér 22.593, Zips 20.403, Sáros 19.957, Veszprém 19.699, Somogy 16.214, Zemplén 14.465, Tolna 13.112 Einwohner, ein u. s. f.

❧

Wie aus dem bisher Gesagten ersichtlich, beleuchten auch die einfachen Resultate der Volkszählung einigermaßen die Gestaltung der Wanderbewegung, insofern sie den momentanen Stand derselben zu erkennen gestatten. Um die Größe der Wanderungen selbst fixieren zu können, bedürfen wir der Combination der Volkszählungsresultate mit den Ergebnissen der natürlichen Bewegung der Bevöl-

kerung. Wo die Volkszählung der natürlichen Volksbewegung gegenüber ein Plus aufweist, dort muss Einwanderung im Spiele sein; wo dagegen die Volkszählung weniger Inwohner constatiert, als auf Grund des Überschusses der Geburten über die Sterbefälle berechnet wurden, dort kann der fehlende Bruchtheil der Bevölkerung nur ausgewandert sein. Es ist klar, dass diese Summe nicht die volle Größe der Wanderungen ergibt, sondern nur die Differenz zwischen Ein- und Auswanderung. Immerhin aber erscheint dieselbe, wie Rauchberg[1]) sagt, trefflich geeignet, uns darüber zu orientieren, in welchem Verhältnisse die natürliche Entfaltung der Volksmasse und Volkskraft jedes Theiles eines Landes zu dem Bedarfe und der Aufnahmsfähigkeit seiner wirtschaftlichen Lage steht, und uns darüber aufzuklären, wo und in welchem Maße die Entwicklung der Volkszahl mit der Zunahme der Wirtschaftsintensität gleichen Schritt gehalten hat, wo sie derselben vorausgeeilt ist und nur durch die Abgabe des Überschusses das Gleichgewicht herstellen konnte, wo endlich der wirtschaftliche Bedarf an Arbeitskräften nicht durch die autochthone Volkszunahme gedeckt werden konnte, sondern eine Zuwanderung veranlasst hat.

Auf Grund der oben angedeuteten Berechnungsmethode ergibt sich für die Jahre 1870 bis 1880 ein Ausfall von 313.132, für die Jahre 1881 bis 1890 aber von 221.540 Seelen. Diese Zahlen geben nicht die volle Größe der gesammten Wanderbewegung. Nachdem nämlich ein bedeutender Zuzug gegen die Städte vorhanden ist, der durch die Auswanderung aus den Comitaten ausgeglichen wird, stellen die oben angeführten Summen nur jenen Theil der Wanderungen dar, der über dem inneren Volksaustausch als effective Auswanderung übrigbleibt. Durch Zuwanderung vermehrte sich die Bevölkerung der Städte und einiger weniger Comitate in den Jahren 1870 bis 1880 um 160.305, in der Periode 1881 bis 1890 um 197.235 Seelen. Diese beträchtliche Volksmenge kam nicht vom Auslande, sondern von verschiedenen Theilen des Landes, stellt daher eine innere Wanderung dar, die durch entsprechende Auswanderung ausgeglichen wird, in der Hauptsumme daher nicht zur Geltung kommen kann. Das Bild der Wanderungen wäre indes ein mangelhaftes, wollten wir diesen bedeutenden inneren Wanderzug nicht auch in Betracht ziehen. Mit Einbeziehung desselben ergibt sich als Resultat, dass der Wandertrieb in der Periode 1870 bis 1880 nicht weniger als 473.437 Personen, im Decennium

---

[1]) Statistische Monatsschrift, Jahrgang 1893.

1881 bis 1890 aber 418.775 Personen in Bewegung gesetzt, die Emigration nach außen in den beiden Perioden 313.132, beziehentlich 221.540 Seelen betragen hat.

Gehen wir auf die Details dieser Wanderungen über, so erhellt eine große Stabilität der städtischen Bevölkerung (insofern sie an der Auswanderung nur geringen Antheil nimmt) gegenüber den Landbewohnern, welche das größte Contingent der Wandernden stellen. Nach den einzelnen Theilen des Landes gestaltet sich das Bild der Wanderungen folgendermaßen:

	Wegzug von den		Zuzug nach den		Bilanz der Wanderungen in den	
	nebenbenannten Landestheilen					
	1870—80	1881—90	1870—80	1881—90	1870—80	1881—90
Linkes Ufer d. Donau	79.318	54.206	5.549	6.240	— 73.769	— 47.966
Rechtes „ „ „	70.600	113.682	10.040	9.533	— 60.560	—104.149
Zwischen Donau und Theiß	43.465	46.276	102.358	139.914	58.893	93.638
Rechtes Ufer d. Theiß	77.521	98.976	5.001	4.262	— 72.520	— 94.714
Linkes „ „ „	64.646	19.538	14.515	17.356	— 50.131	— 2.182
Zwischen Theiß und Maros	45.854	24.487	16.864	12.110	— 28.990	— 12.377
Siebenbürgen . . .	92.033	61.610	5.978	7.820	— 86.055	— 53.790
Ungarn insgesammt	473.437	418.775	160.305	197.235	—313.132	—221.540
Fiume[1])	—	—	—	6.192	—	6.192
Croatien-Slavonien[1])	—	41.374	—	61.283	—	19.909
Summe . .	—	460.149	—	264.710	—	—195.439

Um bei der verschiedenen Bevölkerungszahl der einzelnen Landestheile die Intensität der Wanderungen erkennen zu können, stellen wir in der Zusammenstellung auf Seite 344 die Wanderungen mit der Gesammtbevölkerung in Verhältnis. Die Zahlen dieser Tabelle beweisen zur Genüge, welche Theile des Landes von der Auswanderung am meisten betroffen werden; ein klareres Bild bietet aber die Localisierung der Wanderbewegung nach Comitaten. Schon aus den Daten der Tabelle ist es ersichtlich, dass durch Zuzug nur die Gegend zwischen der Donau und Theiß an Bevölkerung gewonnen hat. Auch diese Zunahme beschränkt sich auf das Pester Comitat und

[1]) Für Fiume und Croatien-Slavonien fehlen die Angaben aus den Jahren 1870 bis 1880.

	Wegzug		Zuzug		Bilanz	
	in Procenten der Bevölkerung der einzelnen Landestheile					
	1870–80	1881–90	1870–80	1881–90	1870–80	1881–90
Linkes Ufer d. Donau	4·58	3·09	0·32	0·36	–4·26	–2·73
Rechtes „ „ „	2·94	4·43	0·42	0·37	–2·52	–4·06
Zwischen Donau und Theiß	2·04	1·97	4·79	5·97	2·75	4·00
Rechtes Ufer d. Theiß	5·19	6·88	0·33	0·29	–4·86	–6·59
Linkes „ „ „	3·42	1·07	0·77	0·95	–2·65	–0·12
Zwischen Theiß und Maros	2·61	1·42	0·96	0·70	–1·65	–0·72
Siebenbürgen ...	4·28	2·96	0·28	0·38	–4·00	–2·58
Ungarn insgesammt	2·49	3·05	1·18	1·43	–2·31	–1·62
Fiume	—	—	—	29·51	—	29·51
Croatien-Slavonien	—	2·18	—	3·24	—	1·05
Summe ..	—	2·94	—	1·69	—	–1·25

namentlich auf die Hauptstadt Budapest, deren bedeutender Anziehungskraft wir schon weiter oben gedacht haben. In den übrigen 11 Comitaten, die einen Überschufs der Zugezogenen aufweisen können, erreicht dies Plus nirgends mehr als 1 Procent der Bevölkerung. Dagegen verdanken die städtischen Municipien einen großen Theil ihres Aufschwunges dem vom platten Lande ausgehenden Zuzug der Bevölkerung. Dieser Zuzug ist am deutlichsten in den industriellen Städten zu merken, während die ackerbauenden großen Städte und Märkte der ungarischen Tiefebene fast ausschließlich auf die propagative Kraft ihrer eigenen Inwohner angewiesen sind. Szeged, Kecskemét, Hódmező-Vásárhely, Zombor, Versecz, Pancsova, Békés-Csaba, Makó, Jászberény, Nagy-Körös, Czegléd und Szatmár-Németi stimmen in dieser Beziehung miteinander völlig überein, und nur in Szabadka und Neusatz erreicht auch der Zuzug einen etwas bedeutenderen Grad (6 Procent). In die Kategorie der durch Einwanderung emporwachsenden Industriestädte zählten nächst Budapest Großwardein mit einem Wanderungscoëfficienten von 21, Temesvár mit 20, Fünfkirchen mit 17, Arad und Preßburg mit 13, Ödenburg mit 11 Procent u. s. f.

Die Comitate, wie erwähnt, zumeist durch die Auswanderung geschwächt, bieten ein um vieles traurigeres Bild. Überall sind die Spuren der Entvölkerung zu erkennen, und wenn auch dank der

allbekannten großen Geburtenfrequenz eine absolute Verminderung der Bevölkerung nur in zwei Comitaten, Zips und Wieselburg, zu constatieren ist, sind die Folgen der geradezu rapid anwachsenden Emigration auf dem wirtschaftlichen wie auf dem socialen Gebiete nicht zu verkennen.

Vier Gegenden Ungarns sind es, wo die Auswanderung ihre Opfer am häufigsten sucht. Die oberungarischen Comitate Zips, Sáros, Abauj-Torna, Zemplén, Ung, Gömör und Liptó stehen seit mehr als einem Jahrzehnt unter dem Einflusse der Anziehungskraft Amerikas. Auf Basis der oben erläuterten Beobachtungsmethode lässt sich die Zahl der infolge der Auswanderung fehlenden Volksmasse für die Jahre 1881 bis 1890 folgendermaßen feststellen:

	Seelen	Procent
Zips	22.124	12·8
Sáros	21.956	13·1
Abauj-Torna	19.912	13·1
Zemplén	16.458	5·9
Ung	11.256	8·9
Gömör	6.450	3·8
Liptó	2.958	4·0

Außer diesen combinativen Zahlen liegen für die Jahre 1880 bis 1890 auch die amerikanische Auswanderung betreffende positive Daten vor; dieselben können wohl auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben, bieten aber immerhin einen Anhaltspunkt zur Beurtheilung des Umfanges der Auswanderung. Laut diesen von den Comitatsbehörden gesammelten Daten sind im genannten Zeitraum aus dem Comitat Abauj-Torna 10.000 bis 15.000, aus Zemplén 23.940, aus Sáros 17.768, aus der Zips 15.000 bis 20.000, aus Liptó 261 Personen ausgewandert, wovon aber circa 19.000 Personen wieder heimgekehrt sein sollen. Überhaupt ist zu bemerken, dass gar manche der Auswanderer ihrer Heimat nicht für immer den Rücken kehren, sondern mit der Zeit, wenn es ihnen gelungen, ein Sümmchen Geld beiseite zu legen, den heimatlichen Herd wieder aufsuchen. Viele lassen ihre Familie zuhause und ziehen allein aus, um mehr zu erwerben, als sie in ihrem Vaterlande zu erringen imstande sind. Jene, die im Jahre 1890 ihren Angehörigen ins Zipser Comitat allein 1,403.838 Gulden geschickt haben, scheinen noch nicht die Hoffnung aufgegeben zu haben, den Ort ihrer Geburt wiedersehen zu können. Oder sollten wir in den gesandten Summen die Reisekosten für die in der Heimat zurückgebliebene Familie erblicken

müssen? Die stetige Zunahme der auswandernden Frauen und Kinder scheint fast darauf hinzuweisen. Mag dem so sein oder nicht, so viel ist gewiss, dass die Auswanderung aus den oberungarischen Comitaten zu einem Übel geworden ist, das sich in die socialen und wirtschaftlichen Verhältnisse tief hinein gefressen hat. Diesem Übel vermag die Brachialgewalt der Comitatsbehörden nicht abzuhelfen; nur zwei Mittel können demselben steuern: die Verbreitung der Civilisation und die Schaffung von Arbeitsmärkten. Wo die Muttererde nicht imstande ist, ihre Bewohner zu ernähren, muss der Staat, die Gesellschaft dafür Sorge tragen, dem Volke Arbeit zu geben, sei es in Fabriken, in Bergwerken oder anderwärts. Die einst blühenden Bergstädte Dobschau und Gölnitz, die seit 20 Jahren mehr als je 1000 Bewohner eingebüßt haben, sind ein trauriges Beispiel des allgemeinen Verfalles, gefördert durch die Nonchalance und Indolenz der Behörden und der Gesellschaft.

In West-Ungarn lässt sich eine anders geartete Volksbewegung erkennen; neben einer geringeren Auswanderung nach Amerika, die nur im Wieselburger Comitat eine beträchtlichere Höhe erreicht, ist es hier der Zug nach Österreich, der jede andere Wanderung beherrscht. Namentlich die industrielle und commerzielle Bedeutung Wiens üben seit langem eine bedeutende Anziehungskraft auf die Comitate Ödenburg, Eisenburg, Wieselburg, Preßburg, Neutra und Trencsén, und es darf uns nicht wundernehmen, wenn weit mehr als die Hälfte der in Österreich lebenden 222.139 ungarischen Staatsbürger aus den genannten Comitaten herstammt. Die Volkszählung vom Jahre 1891 hat in den österreichischen Ländern Bewohner ungarischer Gebürtigkeit nachgewiesen aus den Comitaten:

Ödenburg	30.836
Preßburg	29.814
Eisenburg	29.500
Neutra	24.078
Trencsén	11.528
Wieselburg	7.352

Die südlichen Theile Transdanubiens, namentlich die Comitate Somogy, Baranya, Tolna, Zala, ferner diesseits der Donau Bács-Bodrog und Torontál bilden das dritte Auswanderungsgebiet. Der Zug des Volkes geht von dort nach Slavonien, wo die schüttere Bevölkerung und deren mindere Cultur sowie der billigere Grund und Boden der Colonisation seitens eines auf einer höheren Culturstufe

stehenden Volkes günstig sind. In den letzten zehn Jahren hat sich die Zahl der in Slavonien und Croatien lebenden Inwohner ungarischer Gebürtigkeit von 82.260 auf 112.041 gehoben. Die Volkszählung von 1891 constatierte dort, der Zuständigkeit nach, aus den Comitaten:

Bács-Bodrog	30.167
Somogy	11.768
Baranya	7.144
Zala	5.376
Tolna	3.019
Torontál	3.081

Bewohner, während der Antheil von Veszprém, Eisenburg und sogar Trencsén rund je 2000 Seelen beträgt. Hierbei muss aber bemerkt werden, dass es sich hier nur um innere Wanderungen handelt, durch die die Bevölkerung des ungarischen Staates nicht beeinträchtigt wird.

Endlich erkennen wir in den südlichen und östlichen Comitaten Siebenbürgens das vierte große Auswanderungsgebiet Ungarns. Von dort wendet sich die Bevölkerung gegen Rumänien, wo heute wohl kaum weniger als 100.000 ungarische Staatsbürger eine neue Heimat gefunden haben. In den letzten zehn Jahren allein hat die Auswanderung nach Rumänien circa 50.000 Bewohner Siebenbürgens hinweggezogen, und die am meisten betheiligten Comitate waren:

Hermannstadt	mit	10.631
Kronstadt	„	8.372
Nagy-Küküllö	„	6 664
Háromszék	„	6.187
Csik	„	4.728
Fogaras	„	4.690
Udvarhely	„	4.085
Alsó-Fehér	„	2.471

Seelen. Diese Auswanderung, die ursprünglich namentlich die Székler Comitate betroffen hat, scheint sich in neuerer Zeit mehr den Comitaten mit rumänischer Bevölkerung zuzuwenden, ist aber eher im Steigen als im Sinken begriffen.

❦

Nach dieser ausschließlich auf die Ergebnisse der Volkszählungen basierten Besprechung der geographischen Vertheilung der Wanderbewegung, wobei wir zumeist nur den Ausgangspunkt der Wanderungen vor Auge gehabt haben, übergehen wir nun auf die Frage, wohin sich der Wanderzug aus Ungarn wende. Theilweise haben wir

im Obigen auch schon auf diese Frage geantwortet, eine zusammenfassende Übersicht über die gesammte Wanderbewegung aber wollen wir im Nachfolgenden versuchen.

Wie bereits erwähnt, sind die Auswanderung betreffende positive Daten nur aus den Vereinigten Staaten vorhanden. Bezüglich der übrigen Staaten stehen nur die Resultate der Volkszählungen zur Verfügung, aus welchen ersichtlich ist, wie viele Personen ungarischer Gebürtigkeit in den einzelnen Staaten gezählt wurden. Auf Grund dieser Daten kann behauptet werden, dass ein massenhafter Wanderzug nur nach drei Richtungen vorhanden ist: nach Österreich, in die Staaten der Balkan-Halbinsel und nach Amerika. In allen übrigen Staaten haben sich Ungarn nur sporadisch zerstreut angesiedelt, und von einer nennenswerten Zunahme dieser Wegzügler kann keine Rede sein.

In Österreich sind es namentlich die an Ungarn grenzenden Länder, welche die ungarische Bevölkerung an sich ziehen. Niederösterreich, wo sich im Jahre 1857 nur 38.000 nach Ungarn zuständige Individuen fanden, ernährt heute nicht weniger als 135.000 Personen ungarischer Gebürtigkeit. Gleichfalls progressiv, in seinen Endergebnissen aber weniger umfangreich war der Zug nach Steiermark (23.707), Mähren (10.424), Böhmen (8461) und Galizien (9904), während Krain, Istrien, Görz und Gradisca namentlich aus Croatien Zuschuss erhalten haben. Die ungeheure Absorptionsfähigkeit Niederösterreichs concentriert sich natürlich in Wien, wo nicht weniger als 115.133 ungarische Staatsangehörige gezählt wurden.

Gegen Westen schwindet der Wanderzug der Ungarn fast ganz. Im großen Deutschen Reich fanden sich 1885 nicht mehr denn 6775 Ungarn, kaum um 1000 mehr als vor einem Quinquennium; davon fielen 3605 auf Preußen (Berlin 842), 1.043 auf Sachsen, 406 auf den hamburgischen Staat, 301 auf Würtemberg, in den übrigen Staaten des Deutschen Reiches wohnen sie nur zerstreut. Noch geringer ist ihre Zahl in den westlichen Staaten; in Frankreich finden sich noch 2261 (davon 1374 in Paris), in der Schweiz bloß 444, in ganz Großbritannien erreicht ihre Zahl kaum 500, und in allen übrigen Staaten West- und Nordeuropas fehlen sie fast ganz. Dagegen breiten sie sich gegen Osten in bedeutender Masse aus. In Serbien zählte man 23.342 Bewohner ungarischer Gebürtigkeit, in Bosnien leben deren circa 10.000, in Rumänien etwa 50.000 und im übrigen Theil der Balkan-Halbinsel gegen 10.000, insgesammt circa 100.000 Seelen. Dieser Zug nach Osten ist eine natürliche Folge der politischen Situation und der culturellen

Mission Ungarns, dessen Industrie auf die Handelsplätze des Orients angewiesen ist.

Ganz anderer Natur, aber um nichts weniger bemerkenswert ist die Auswanderung in die Vereinigten Staaten Amerikas. Wir haben schon weiter oben die Ursachen und den Charakter dieser Wanderung besprochen; hier sei es uns gestattet, nur noch über die Dimensionen derselben einige Worte zu sagen. Was aus einem kleinen Beginn werden kann, zeigt nichts eclatanter als die ungarische Auswanderung in die Vereinigten Staaten. Die amerikanische Statistik führt ihren Ursprung bis zum Jahre 1861 zurück, in welchem Jahre 2 ungarische Auswanderer an den Küsten Nordamerikas landeten. Das folgende Jahr brachte schon 17, dann folgten 28, aber das Jahr 1865 ausgenommen, in dem 322 ungarische Emigranten den Boden Amerikas betraten, stieg ihre jährliche Zahl keinmal bis 50, ja im Jahre 1869 weist die amerikanische Statistik keinen einzigen, im folgenden Jahre nur einen ungarischen Auswanderer auf. Mit dem Jahre 1871 hebt sich die Zahl und schwankt bis 1878 zwischen 500 und 1000. 1879 erreicht sie schon 1518, und nun beginnt ein rapides Steigen. Bis 1884 vermehrt sich die Zahl der Auswanderer auf 14.798, dann folgt nach einem kleinen Rückgang ein Schwanken zwischen 10.000 und 15.000, in den darauffolgenden drei Jahren (1890 bis 1892) aber greift die Auswanderung mit Blitzesschnelle um sich und lockt erst 22.062, dann 28.366, endlich 37.236 Personen über den Ocean, um dann im Jahre 1893 auf 23.501 herabzusinken.

Wir lassen hier eine Zusammenstellung nach Quinquennien folgen. Aus Ungarn wanderten in die Vereinigten Staaten:

Jahre	Zahl
1861 bis 1865	409
1866 „ 1870	69
1871 „ 1875	3.316
1876 „ 1880	6.644
1881 „ 1885	51.176
1886 „ 1890	76.505
1891 „ 1893	89.103
Zusammen	227.222

Es mag hier bemerkt sein, dass auch die sonst so präcis geführte amerikanische Auswanderungsstatistik nicht ohne Mängel ist. So ist es unstreitig ein Irrthum, die ungarische Auswanderung nur bis 1861 zurückzuführen, da doch bekanntermaßen nach dem unglücklichen Ausgange des ungarischen Freiheitskampfes von 1848 bis 1849 sowie in

den Fünfzigerjahren zahlreiche ungarische Emigranten in den Vereinigten Staaten Zuflucht gesucht und sehr viele sich dort definitiv niedergelassen haben. Auch darf nicht übersehen werden, dass ein nicht unbedeutender Theil der Ausgewanderten wieder in ihr Heimatsland zurückgekehrt ist, was aus den amerikanischen Daten nicht ersichtlich ist. Da natürlich auch im Laufe der Jahre ein großer Theil (gewiss ein Drittel) der Auswanderer mit Tod abgegangen ist, so ist es erklärlich, dass die Zahl der Ungarn, welche durch die Volkszählungen auf Grund des Geburtsortes ausgewiesen wurden, eine bedeutend geringere ist. 1870 waren es nur 3737, zehn Jahre darauf auch noch nicht mehr als 11.526 Personen, 1890 hingegen betrug ihre Zahl bereits nicht weniger als 62.435. Pennsylvanien und New-York, jenes mit 24.901, dieses mit 15.598 Seelen, waren die beiden Staaten, wo sich die meisten Ungarn niedergelassen hatten. Die Stadt New-York allein war mehr als 12.000 Ungarn zur neuen Vaterstadt geworden, sowie auch dort fast alle neu angekommenen ungarischen Auswanderer den amerikanischen Boden betreten und sich von dort in alle Staaten und Territorien der Union zerstreut haben.

So hat das ungarische Volk, das einst so fest an seiner Scholle gehangen, nun schon bedeutende Schwärme ins Ausland gesandt, und es scheint, dass der einstmalige Spruch Extra Hungariam non est vita seine Berechtigung verloren hat. Nahezu eine halbe Million beträgt die Zahl jener Ungarn, die heute im Auslande angesiedelt sind, und es ist wenig Hoffnung vorhanden, dass diese dort ihren nationalen Charakter aufrechtzuerhalten imstande seien. Der ungarische Staat aber sollte diesem Abbröckeln vom Mutterstamme nicht so ruhig zusehen, denn die ungarische Nation ist nicht so stark, dass sie selbst nur einen geringen Bruchtheil ihrer Kraft entbehren könnte. Der bekannte Ausspruch des großen Széchenyi: „Wir sind unserer so wenige, dass man auch dem Vatermörder vergeben sollte!" hat auch heute nicht seine Berechtigung verloren. Und wie viel Wahrheit liegt noch jetzt in den Versen, die Tompa vor 40 Jahren gesungen hat:

„Mein Volk, hast Du der schweren Wunden nicht genug,
Dass Du ins Weite irrend Deine Kraft zersplitterst?
Vereint bist Du ein mächt'ger Stamm; doch siehst Du nicht,
Wie Du als loser Zweig so bald verdorrst, verwitterst?"

Aus dem südöstlichen Theile des Occupationsgebietes.

Von **Karl Went von Römö.**

(Fortsetzung.)

Wien.

Von Foča in die Sucha: 7 bis 9 Reitstunden.

Einer der interessantesten Ausflüge ist der nach dem Defilé der Sutjeska, im Volksmunde „die Sucha“ genannt.

Etliche Kilometer von Foča am rechten Drina-Ufer aufwärts gelangt man nach Brod, einer Niederlassung bosnischer Zigeuner, die in Hütten aus Flechtwerk als Nagelschmiede ihr Dasein fristen.

Bei Brod gelangt man mittelst einer Plätte aufs andere Ufer. Eigenthümlich ist der Zugang zur Überfuhr. In das Conglomeratgestein der hohen, fast senkrechten Uferwand hat man eine Art gehöhlten Weges eingeschnitten, auf der nur schwindelfreie Menschen zu Pferde ausharren können. Über Gerölle geht es abwärts zur Drina. Die kleinen bosnischen Pferde sind derlei Wege gewohnt und klettern geschickt auch über die Bordwände der Plätte.

Nächst der Überfuhrstelle ragen massive, gut gearbeitete Landpfeiler aus dem Wasser, die entweder einmal einer Brücke dienten oder von einem Bau herrühren, der nicht zuende geführt wurde.

Nachdem man das linke Ufer der Drina erreicht hat, verfolgt man den Reitweg, der stromaufwärts am Hange des dichtbewaldeten Kmur hinzieht.

Wolken, welche die Spitze dieses kegelförmigen, 1509 *m* hohen, weithin sichtbaren Berges einhüllen, betrachtet man in Foča stets als die Vorboten heftiger Niederschläge.

Man überschreitet die tief eingeschnittene, rauschende Bjelava, welche den Kmur von der Maloša scheidet, nächst ihrer Einmündung in das Hauptthal, erreicht Mješaja, wo man in der armseligen Hütte einer hübschen Serbin Kaffee zu sich nimmt, und steigt dann den östlichen Abfall der Maloša hinan, die mit ihren klotzigen Formen den Raum ausfüllt, den die Drina, die Sutjeska und die Bjelava miteinander umschließen.

Der Boden ist überall mit struppigem Gebüsch, hochstämmigen, knorrigen Eichen, Buchen und Nadelhölzern bewachsen.

Es ist ein Vergnügen, das enge baumbedeckte Drina-Thal, seine schroffen felsigen Flussufer, all die Bergfüße, die sich wie Coulissen gegen dasselbe vorschieben, und die im Hintergrunde immer höher sich aufbauenden Gebirgsmassen zu überschauen.

Nachdem man im weiteren Anstiege einen südöstlich ziehenden Rücken der Maloša in einer Einsattlung überschritten hat, liegt bald das untere Thal der Sutjeska mit seinen kleinen Ansiedlungen, eingefasst von riesigen Bergen, vor dem angenehm überraschten Auge.

Auf einer Rückfallskuppe des Berges, 712 *m* über dem Meere, liegt stolz wie eine maurische Burg ein steinernes Blockhaus, das nach einem nahen bewaldeten Kegel „Gjurgevica" benannt wird.

Der bewaldete Kegel soll einst Träger eines Klosters gewesen sein, in dem das erste bosnische Buch gedruckt wurde.

Das Blockhaus beherrscht das Thal und die südwärts zwischen den Felsen des Bavan und des Vučevo brdo eingekeilte wildromantische Zabriello-Schlucht, durch welche ein Pfad aus den hochgelegenen Gebietstheilen von Montenegro über die trockene Grenze herabführt.

Die Türken hatten zu ähnlichem Zwecke im Dorfe Sadiči unterhalb der Schlucht am rechten Ufer der Sutjeska eine vertheidigungsfähige Kula, die nebst der Moschee bei Gelegenheit der zahlreichen Einfälle aus dem Fürstenthume in den Siebzigerjahren zerstört wurde. Dem religiösen Fanatismus sind damals viele Christen und Mohamedaner zum Opfer gefallen, und die männliche Bevölkerung von Sadiči soll heutzutage bloß aus jungen Leuten bestehen, weil deren Väter zu jener Zeit gemordet wurden.

Von Gjurgevica abwärts zur Sutjeska ist der Weg steil; im Winter erheischt er erhöhte Vorsicht, um die vereisten, mit Gerölle bedeckten Strecken ohne Unfall zu hinterlegen.

Beim kleinen Dorfe Popovmost überschreitet er die Sutjeska auf einer Holzbrücke und führt dann knapp am Flusse aufwärts, bald am rechten, bald am linken Ufer bis zum Eingange in die Sucha.

Im Thale wird das Auge ringsum durch ein großartiges Hochgebirgspanorama ergötzt.

Den Blick nach Westen gerichtet, reihen sich aneinander links der Sutjeska der Treskovac, der Pleče, hinter diesem der Uglasi und die Tovarnica, alle nahe an 1900 *m* hoch.

Nach Süden stehen sie in Verbindung mit dem Hochgebirge am rechten Ufer der Sutjeska, das ist mit der Kette des Volujak, und weiter nach Osten hin mit dem riesenhaften Maglić. Im Norden

des letzteren liegt die Snieżnica. Es sind dies lauter Bergkolosse, die, in den Mitteltheilen stark bewaldet, nackte, grotesk zerklüftete Felswände gegen den Himmel strecken. Ihre Schluchten sind mit ewigem Schnee erfüllt.

Wer die Rundsicht in ihrer ganzen Schönheit genießen will, muss sich zu einem höheren Aufstiege bequemen.

Der Gürtel von Gebirgen wird zwischen der Tovarnica und dem Volujak durch die Sutjeska durchbrochen. Das wildromantische Defilé hat eine Länge von 3 *km* und erscheint auf der Specialkarte als Pass „Prosječenica vrata“ d. i. durchhacktes Thor bezeichnet.

Aus dem nächst der schmalen Thalsohle schroff sich aufthürmenden Gestein sprießen überall, wo ein bischen Humus sich festgelagert hat, bunte Gräser und Gesträuche.

Schlanke Fichten haben auf Steinklötzen im weißschäumenden, mit Gerölle erfüllten Wasser oder auf hochgelegenen, ganz unzugänglichen Stellen Wurzel geschlagen.

In diesem langen, engen und malerischen Defilé, in dem die wechselvollsten Felsgebilde zu schauen sind, gibt es nur knappen Raum für die Kaserne des Gendarmeriepostens „Sucha“ und für den unebenen Weg, der bald mittelst einer Brücke, bald wieder mittelst einer Gallerie wiederholt die Ufer wechseln muss, um nach der Militärstation Grab am jenseitigen Ausgange des Passes zu gelangen.

Grab liegt in einem kleinen Kessel genau an derselben Stelle, wo 1882 eine Truppenabtheilung überfallen wurde. Die ungünstige Lage des Objectes hat man durch künstliche Verstärkungen wettzumachen getrachtet.

Auf dem Wege von da südwärts nach Gacko überschreitet man einen hohen, steilen und dichtbewaldeten Rücken, der vom breitgefußten und in der Hercegovina weithin sichtbaren Lebršnik zu den Bergen am linken Ufer der Narenta hinzieht, im Sattel von Čemerno 1329 *m* über dem Meere.

Die dort erbaute Kaserne, wenngleich ohne Zinnen und Wachthürme, sieht aus der Ferne von allen Seiten wie eine starke mittelalterliche Burg aus. Ihre Besatzung bestreitet die nahen Cordonposten.

Der Weg von Foča durch die Sucha führt auf hercegovinischem Boden weiter bis nach Ragusa an die Adria. Er besteht seit Jahrhunderten, die Verbindung zwischen dem Thale der Drina und dem Meere vermittelnd, und bildet noch heute den kürzesten und daher stark benützten Verkehrsweg der Karawanen.

Die Schwierigkeiten des Bodens und die Nähe der montenegrinischen Grenze dürften den Bau einer Fahrstraße an Stelle des Saumweges nicht rathsam erscheinen lassen.

Wer im Sommer das Thal der Sutjeska besucht und am Bergsteigen Vergnügen findet, wird sich leicht angeregt fühlen, den gigantischen Maglić zu erklimmen und die ungezähmte Hochgebirgswelt, die von unten aus betrachtet unvergleichliche Reize bietet, von oben zu überschauen.

Unter den Wegen, die zu seiner Spitze führen, ist der über das Blockhaus des Cordonposten Tjentište zu empfehlen.

Dieses ist ungefähr 900 *m* hoch auf einem wildbewachsenen Höhenabsatze des Bavan erbaut und hat den Namen der kleinen Ortschaft entlehnt, welche zwischen Popovmost und dem Sucha-Eingang im Thale zerstreut liegt.

Die zur vorübergehenden Vertheidigung eingerichteten Unterkünfte für die Cordonposten längs der montenegrinischen Grenze finden auf hercegovinischem Boden in einer Reihe solcher Objecte bis nach Dalmatien ihre Fortsetzung. Sie sollen mit ihren Besatzungen der Autorität bei Überwachung des Verkehrs eine Stütze bieten und den friedlichen Erwerb der dortigen Bewohner sichern, der zur Zeit der Türkenherrschaft durch die Raubzüge beutegieriger Nachbarn häufig gefährdet war, infolge dessen auch die Cultivierung des Bodens keine Fortschritte machen konnte.

❦

Vom Cordonposten Tjentište nach dem Maglić.

Der Aufstieg von der Ortschaft Tjentište nach dem gleichnamigen einsamen Blockhause am Westhange des Bavan, das einen Cordonposten beherbergt, ist steil und ermüdend; man thut daher besser, den reitbaren steinigen Weg von der Brücke bei Popovmost über Mrkalje zu benützen.

Der Bavan füllt mit seinen Hängen den bei Popovmost nach Norden gekehrten Bug der Sutjeska aus und ist durch eine 3 *km* lange, dem Flusse zugewandte Felswand mit der südlich gelegenen Snieżnica (1804 *m*) verbunden.

Vom Blockhause aus übersieht man das Thal und die Steige, die vom Hochgebirge durch die Waldungen herabführen.

Um den Maglić vom bosnischen Gebiete aus zu erklimmen, verfolgt man den hübschen Weg, der über den Dragoš-Sattel zum Blockhause des Gendarmerie-Streifcorps am Prjevor hinaufführt. Er ist

der kürzeste, aber auch der beschwerlichste aus dem Sutjeska-Thale, während man über montenegrinischen Boden auf bequemen Pfaden zu seiner Spitze gelangen kann.

Der beste unter diesen, jüngst reitbar hergerichtet, zweigt von Čurevonessi an der Sutjeska ab, umgeht die Zadriello-Schlucht östlich und läuft über die Alpenweiden von Ulobić zur Südseite des Maglić.

Vom Cordonposten Tjentište führt der Weg in südlicher Richtung anfangs ziemlich horizontal an der Lehne unterhalb der Felswand des Bavan durch einen hübschen Wald von Laub- und Nadelholz, dessen Blößen wiederholt den Ausblick auf die wildromantische Sutjeska-Schlucht und zwischendurch auf die bewaldeten Berge des Gebietes von Čemerno ermöglichen. Quellen köstlichen Wassers bieten dem vorwärts strebenden Touristen willkommene Erfrischung.

Der Weg vom Blockhause zum Dragoš-Sattel, der unterhalb des Gipfels der Snieżnica liegt und mit Alpenwiesen bedeckt ist, ermüdet nicht und nimmt nur eine Stunde in Anspruch. Dennoch empfiehlt es sich, den Weg vom Sattel aus nicht sogleich fortzusetzen, sondern am Waldrande im üppigen Grase Rast zu halten, sich an dem Dufte der würzigen Alpenkräuter eine Weile zu erquicken und dann die westlich des Weges gelegene Kuppe zu erklimmen. Die Aussicht von dort ist viel lohnender.

Unmittelbar zu Füßen öffnet sich die tief eingeschnittene Perušica-Schlucht, an deren gegenüberliegendem Hange der Wildbach gleichen Namens, einen hohen brausenden Fall bildend, in die Tiefe stürzt. Vom Dragoš steigt man abwärts zur Rinne des Baches und sodann durch einen hochstämmigen Wald hinauf zum hölzernen Blockhause, das, ähnlich einem Schutzhause für Touristen, ungefähr 600 *m* unter dem Felsstocke des Maglić auf dem langen und schmalen, zur Sutjeska ziehenden Rücken von Prjevor gelegen ist und nur über Sommer, wenn die Alpenweiden von Viehherden bevölkert sind, durch Gendarmen besetzt bleibt.

Der Bergriese trägt auf seinem Obertheile schmale Felskämme, die sich verzweigen, und von denen 3 Spitzen sich abheben. Die höchste derselben ist kegelartig gestaltet und trägt eine Pyramide, die bis zum August des Jahres 1891 ziemlich verfallen war und bei Gelegenheit einer commissionellen Grenzbegehung neu aufgestellt wurde.

Der Aufstieg von Prjevor an nimmt 4 Stunden in Anspruch und ist wohl ohne Gefahr, aber mühevoll, weil vorerst niederes

dichtes Gestrüppe und weiter hinauf bis zur Spitze loses Gerölle zu überwinden ist.

Da der Abstieg dieselbe Zeit erfordert und es nothwendig ist, die ausgedehnten steilen Schuttkegel wie überhaupt den ganzen schwierigen Boden bei hellem Lichte zu passieren, so empfiehlt es sich, die Gastfreundschaft der wackeren Gendarmen in Anspruch zu nehmen und im Blockhause zu übernachten, um bei Anbruch des folgenden Tages den Aufstieg fortzusetzen.

Wer sollte sich durch einen schönen Abend im Hochgebirge nicht freudig erregt fühlen und die Reize eines Morgens nicht mit Jubel begrüßen?

Wer Gelegenheit hat, die Tour nach dem Maglić in Gesellschaft von Einheimischen oder Montenegrinern zu unternehmen, wird das kalte Blut und die leichte Beweglichkeit dieser Leute bewundern.

Die Fernsicht, welche seine Spitze bietet, lohnt den reichen Schweiß, den man ihr zuliebe vergießt.

Die ganze klotzige Hochgebirgswelt, im Sommer bis zu den Gipfeln hinauf grün angehaucht, weil auf magerem Humus dünnes Gras zur Weide sprießt, zerrissen von Schluchten, die mit ewigem Schnee ausgefüllt sind, liegt da ausgebreitet.

Die Gebirgsstöcke des Maglić und des Volujak von oben betrachtet bilden ein zusammenhangendes Bergmassiv, dessen starre, mannigfach gestaltete Grate, Zinnen, Kuppen und Zacken einander an erschreckender Wildheit überbieten.

Weithin schweift das Auge über serbisches Gebiet, über große Theile Bosniens und der Hercegovina und entlang der Grenze gegen das benachbarte Fürstenthum bis zur befestigten Spitze des Leotar bei Trebinje.

Der düstere Kmur in der Gegend von Foča, das Wetterwahrzeichen der dortigen Bewohner, sieht aus wie ein winziger Kegel; nahe erscheint der gewaltige Dormitor mit seinen gezackten Felswänden, und nur nach Süden hin ist das landschaftliche Bild minder reizvoll und etwas beschränkt durch das ausgedehnte, verkarstete und bewaldete Hochland der Črna gora.

Edelweiß, die beliebte weißwollige Pflanze, die so gerne zur Erinnerung an die Ersteigung des Hochgebirgs gepflückt wird, findet sich nirgends vor.

Von Tjentište über Bastaši nach Foča: 6 bis 7 Reitstunden.

Wer den bereits benützten Saumweg über Brod, Gjurgevica nach dem Sutjeska-Thale nicht wieder zur Rückkehr nach Foča einschlagen will, kann von Popovmost an am rechten Ufer des Flusses bleiben, wo eine Strecke lang ein zerfallener Kaldermas die Richtung andeutet, die man zu verfolgen hat.

Die ungleichen, durch die Benützung abgeschliffenen Steine dieses türkischen Reitweges liegen ohne Zusammenhang so umher, als hätte eine Erderschütterung das Wirrsal geschaffen. Bald ist den tiefen Löchern im Boden, dem dornigen Gebüsche oder dem tiefhangenden Äste eines Baumes auszuweichen, bald ein Steinhaufen zu überklettern oder eine der zahlreichen Wasseradern zu durchfurten, die von den Bergen herabströmen und dort, wo sie überfluten, im Winter zu Eis erstarren. Über all diese Hindernisse schreiten die kleinen, ausdauernden und klugen Rosse, den Boden beguckend, vorsichtig hinweg.

Der Kaldermas, so elend er ist, besteht fort als einziges Verbindungsmittel in dieser Gegend, und sein Zustand genügt dem Bedürfnisse des einheimischen Volkes. Auf dem Marterritte über denselben kommt man durch das Dorf Sadiči an der zerstörten türkischen Kaserne und an einem Minaret vorüber, zu dessen Füßen das Bethaus in Trümmern liegt.

Nächst der mohamedanischen Ortschaft Čurevonessi winkt endlich Erlösung. Ein gut erhaltener Reitweg führt von da am ungeschützten rechten Ufer der Sutjeska fort, die in tief eingeschnittenem felsigen Bette wild dahinbraust, und sodann über den schön bewaldeten, steilen Hang des Bergkolosses Rujevac, dessen hohe verkarstete Kuppe an der Grenze von Montenegro liegt, nach dem Drina-Thale.

Dem Einflusse der Sutjeska gegenüber liegt die kleine Ortschaft Bastaši. Mittelst einer Fähre gelangt man ans rechte Ufer, von wo man über Gerölle zur Gendarmerie-Kaserne hinaufklettert.

Wandert man von dieser etliche Kilometer am Saumwege stromaufwärts, so stößt man auf den Gendarmerieposten von Hum nächst der Grenze, wo sich die Tara und die Piva zur Drina vereinigen.

Keine Mühle nützt die Wasserkraft dieses in Fels gebetteten Flusses, und in seinem ganzen Laufe ladet kein Boot zur Lustfahrt ein.

Der Saumweg, welcher längs dem rechten Ufer der Drina von Bastaši über Brod nach Foča führt, kann zu Pferde in 3 Stunden zurückgelegt werden und ist im Sommer gut zu nennen; im Winter

können die Vereisungen der vielen, von den hohen Thalbegleitungen herabfließenden Wässer und die gähnenden Abgründe gegen den Fluss einem unbedachten Reiter beim Gebrauche unsicherer Pferde Gefahr bringen.

Von Foča nach Čajnica: 7 bis 8 Reitstunden.

Zu den Ausflügen von Foča, welche der Mühe lohnen, gehört auch der nach Čajnica. Von dort aus kann man die Wanderung bis Plevlje ausdehnen, um das Türkenthum in seiner Ursprünglichkeit an der Stätte seiner Macht zu schauen.

Der weitere, bequem im Wagen zu hinterlegende Weg nach Čajnica führt über Gorazda, der kürzere, beschwerliche, aber sehr lohnende directe über die Berge. Es sei vorerst der Richtung und Beschaffenheit dieses letzteren Erwähnung gethan.

Der Saumweg zweigt von der Stadt östlich ab, steigt über lehmigen Boden sofort sehr steil an und zieht über den reich bebuschten, mitunter auch cultivierten Hang des Mittelgebirges, welches zum System der Gradina gehört und zur Drina abfällt, nach den hohen Obertheilen. Er ist im allgemeinen ziemlich gut, erreicht drei Reitstunden von Foča entfernt Soha-Han und bald darauf den mit dichtem Hochwald bedeckten Rücken, der auf seinem nach Norden gewandten Buge mäßig ansteigt.

Am Tihodjel-Sattel, 1110 *m* hoch, zieht er knapp an einem vorspringenden Theile türkischen Gebietes vorüber. Von einzelnen Punkten desselben genießt man hübsche Ausblicke gegen Norden auf die vielfach gegliederten Bergketten.

Mangel an Pflege und Stürme haben an den Laub- und Nadelhölzern mannigfache Verheerungen angerichtet.

Am Wege nahe der Grenze ist der Gendarmerieposten von Issar stationiert, durch welchen der ehemaligen Unsicherheit des Verkehrs auf jener Strecke ein Ziel gesetzt wurde.

Im Jahre 1882 fand hier ein Überfall der Insurgenten auf den aus Gendarmen und Fußsoldaten zusammengesetzten Posten statt, dessen tapferer Widerstand vom Feinde durch das Zugeständnis freien Abzuges gewürdigt wurde.

Čajnica hat etwas mehr als 1300 Einwohner, ist der Sitz einer Bezirksbehörde und liegt zwischen den Abhängen zweier Berge, der Drusica und der Stražnica, in einer Verschneidung, die so ziemlich das Mittelding zwischen Schlucht und Mulde bildet.

Von Foča über die Höhen herankommend, bemerkt man das Städtchen erst, wenn man die Drusica in weitem Bogen umgangen hat. Die weißgetünchten, saubern Häuser ziehen sich amphitheatralisch an den Hängen hinauf. Die von Gorazda nach Plevlje führende Poststraße läuft eben durch Čajnica, dessen äußerliche Nettigkeit und sorgsam gepflegten Plätze und Gassen von dem Ordnungssinne, der da waltet, Zeugenschaft geben.

Über der Stadt, jedoch von den nahen Höhen überragt, liegt ein Militärgebäude und tief unten im schluchtförmigen Thale des Janjina-Baches ein anderes.

Das hochgelegene, sozusagen in einem Winkel zusammengepferchte, aber trotzdem reizvoll sich ausnehmende Städtchen wendet seine Front dem Norden zu und entbehrt durch lange Zeit des Jahres der erwärmenden Strahlen der Sonne, während die Strenge des Winters sich hier andauernd fühlbar macht.

Ein starker Wasserquell sprudelt durch den Südtheil der Häusergruppe und fließt in tiefer Schlucht der Janjina zu. Die Bogenbrücke, die einst über die Schlucht führte, steht heute als Ruine da.

Gegenüber nordöstlich erheben sich mächtige Felspartien und hoch aufsteigende, dicht bewaldete Berge.

Als sehenswert gelten in Čajnica eine vor 400 Jahren erbaute, jüngst restaurierte Moschee und die vielkuppelig eingedeckte, mit einem neuen Glockenthurme versehene griechisch-orientalische Kirche. Der Sage nach enthält diese ein vom Evangelisten Lucas gemaltes Gnadenbild der hl. Maria, das einst im Kloster zu Banja im Sandschak Plevlje verwahrt wurde, und zu dem an gewissen Tagen Tausende von orthodoxen Serben gläubig herbeiströmen.

❦

Von Čajnica nach Plevlje; Poststraße: 51 *km*.

Von den Bergen Nord-Albaniens zieht in nordwestlicher Richtung bis an Bosnien eine im Durchschnitte 8 geographische Meilen breite Zone türkischen Gebietes, welche Serbien von Montenegro trennt. Dieselbe wird in der Diagonale von Süden nach Norden vom Lim durchflossen, der beiläufig die östliche Grenze jenes Territoriums bildet, auf dem die k. u. k. Truppen das Besatzungsrecht ausüben. Schwierigkeiten des Verkehrs in den von wilden Völkerschaften bewohnten Berggegenden um Kolašin und gegen Montenegro mögen hauptsächlich die Ursache gewesen sein, dass man nur nach Plevlje an der Čehotina, ferner nach Prjepolje und Priboj am Lim Garnisonen verlegte.

Die Poststraße nach Plevlje verfolgt im allgemeinen eine südöstliche Richtung. Sie zieht von Čajnica, die in eine Schlucht gebettete Janjina aufwärts begleitend, am linksseitigen Thalrande hin und steigt in Serpentinen durch einen prächtigen Wald, der jede Orientierung erschwert, zum 1250 *m* hohen Metalka-Sattel hinauf. Dort ist die Grenze zwischen bosnischem und türkischem Gebiete.

Die Kaserne der dort stationierten k. u. k. Infanterieabtheilung, eine Wirtsschenke, die Zollämter, in denen die beiderseitigen Finanzorgane ihres Amtes walten, und ein paar dürftige Hütten von Eingebornen bilden die kleine Ortsgruppe.

Auf türkischem Boden wechselt bald das landschaftliche Bild. Wohl ist die seit der Occupation gebaute und erhaltene Straße in sehr gutem Zustande; aber der Wald, den man vom Metalka-Sattel über den Hang der Kovač planina noch eine Strecke lang durchfährt, bietet ein Bild der grauenhaftesten Verwüstung. Stürme haben da gehaust, der Borkenkäfer hat seine Verheerungen angerichtet, und zahlreiche Brandstellen erzählen von den Schäden, die durch Menschenhand verübt wurden. Die Stämme kräftiger Bäume liegen zu Tausenden umher, ohne dass sich jemand die Mühe nähme, das wertvolle Bau- und Heizmateriale zu bergen.

Außerhalb des Waldes geräth man in ein Karstgebiet, das sich weithinaus über Plevlje erstreckt. Die Formen der Berge sind sanfter, das Gelände ist freier, hie und da mit spärlichem Buschwerk bedeckt.

Auf der Strecke Metalka-Sattel—Plevlje kommt man an zwei kleinen Militärstationen vorüber, welche die Verbindung mit dem Hauptorte des occupierten Sandschaks herstellen.

Die Straße umgeht, der Ungeduld des Reisenden zum Trotze, bald die Höhen, bald die Tiefen, die sich ihrem directen Zuge entgegenstellen. Am Scheitelpunkte eines der großen Bogen, die sie bildet, trifft man einen Steinblock mit der lakonischen Inschrift „Mensch, ärgere Dich nicht" und an anderer Stelle die wiederholte Mahnung „Mensch, ärgere Dich auch hier nicht".

Die Fernsicht ist nur nach Westen hin hübsch zu nennen, wo hinter den sanften Wellen des Karstgebiets hohe Berge Bosniens und Montenegros, darunter die Ljubična, den Horizont abschließen.

Plevlje liegt in einer Niederung beiderseits des Breznica-Baches, welcher der Čehotina zufließt, und ist von mäßig hohen Karsthügeln eingeschlossen.

Von Čajnica kommend, kann man die Stadt erst in unmittelbarer Nähe übersehen. Sie zählt 7000 Einwohner, von denen die meisten strenggläubige Mohamedaner sind, und ist der Hauptort des nach ihr benannten Sandschakats und Sitz des Gouverneurs, der dem Vali von Kosovo untergeordnet ist.

Auf einer steinigen Höhe im Westen der Stadt liegt das solid erbaute Spital und nicht weit davon das aus Mauerwerk hergestellte Barackenlager der k. u. k. Truppen, welches mit einem hübschen Casinogebäude, einer Kapelle, mit Brunnen, Kegelbahnen und all den Zuthaten ausgestattet ist, die im Interesse einer behaglichen Existenz allmählich geschaffen werden mussten. Außerdem haben die Truppen eine große, selbstgebaute Infanterie-Kaserne an der Nordlisière der Stadt und mehrere Gebäude im Innern und am Südostausgange derselben belegt. Die vielen Anpflanzungen und ausgedehnten Gemüsegärten verdanken nur der unausgesetzten, sorgsamsten Pflege ihr Gedeihen. Eine von den Truppen gebaute Leitung liefert denselben köstliches Wasser aus den 7 *km* entfernten Raslina-Quellen, welche am Fuße einer senkrechten Felswand entspringen.

Neben dem Lager gegen Osten liegt ein großer, mit etlichen schönen Bäumen und Grabmälern geschmückter Türkenfriedhof, und etwas tiefer in der Niederung breitet sich die unregelmäßige Stadt aus, deren Häuser und Hütten sich auch an den sanften Hängen der einschließenden Hügel hinaufziehen.

Mitten durch Plevlje zieht die breite Čaršia, ungefähr 600 Schritte lang, mit den Verkaufsläden, wie sie im Oriente gebräuchlich sind, in denen die Einwohner all das vorfinden, wessen sie benöthigen.

Während die Stadt auf der einen Seite durch das Barackenlager überhöht wird, liegt ähnlich auf einem Hügel des entgegengesetzten östlichen Randes eine große türkische Kaserne und daneben das anspruchslose Wohnhaus des Pascha.

Correspondierend mit den Militärgebäuden beherrschen hochgelegene armierte Feldschanzen, eine österreichisch-ungarische und eine türkische, die Stadt. Jene der Türken heißt Stražnica und ist verwahrlost.

Die Mohamedaner gehen außerhalb Plevlje bewaffnet einher. Verschieden von den Bosniaken und Hercegovzen, welche den Standespersonen der occupierenden Monarchie gegenüber eine gewisse Geschmeidigkeit und Hochachtung zur Schau tragen, begegnet der Europäer im Sandschak einem stolzen Wesen der Eingebornen und ernsten, misstrauenden Blicken. Gleichwohl gibt es unter den letzteren viele,

welche mit der Besetzung des türkischen Territoriums durch die österreichisch-ungarischen Truppen zufrieden sind, weil ihnen Vortheile daraus erwachsen.

Noch auffallender als anderwärts ist das Benehmen der mohamedanischen Weiber beim Begegnen von Christen, denen sie jedesmal den Rücken zukehren. Eine Ausnahme machen nur die Frauen der Officiere der ottomanischen Garnison. Diese tragen über das Gesicht, wie es in Constantinopel, Smyrna und in anderen großen Städten des Orients Gepflogenheit ist, einen leichten dunkeln Schleier und über den Kopf den Überwurf eines seidenen Kaftans, der durch eine Schnur um den Leib zusammengehalten wird. Überdies ist jede Officiersfrau zu jeder Jahreszeit mit einem aufgespannten seidenen Sonnenschirm versehen, mit welchem sie die nur leicht verhüllten Gesichtszüge verdeckt, wenn zudringliche Blicke ihr lästig werden.

Der Pascha, im Range eines Divisionsgenerals, ist ein gebildeter albanesischer Mohamedaner, der die Grenzen der Türkei noch nie überschritten hat. Er hält strenge Zucht auf seinem Gebiete und gutes Einvernehmen mit der fremden Besatzung.

Der Geburtstag des Kaisers von Österreich wird überaus festlich begangen. Die verkarsteten Höhen um das österreichische Lager tragen an fünf verschiedenen Stellen die aus weißen Steinen auf dem Boden zusammengefügten, riesig großen Initialen F. J. I., die sich von der braun schimmernden Oberfläche grell abheben und am 18. August beleuchtet werden. Selbstverständlich feiert man auch die Festtage des Sultans gemeinschaftlich.

Eine halbe Stunde westlich von Plevlje trifft man in einem anmuthigen, fruchtbaren Kessel an der Mündung des Veležnica-Baches in die Čehotina die ausgedehnten Ruinen einer römischen Niederlassung. Viele wertvolle Funde wurden daselbst von den Officieren der fremden Garnison gemacht.

Südlich von Plevlje auf einer Rückfallskuppe der die Čehotina links begleitenden Höhen der bewaldeten Korjen planina befindet sich in reizender Lage die aus Marmorquadern aufgeführte griechisch-orientalische Kirche Sveta Ilija. Die an den Steinblöcken noch wahrnehmbaren lateinischen Inschriften und Sculpturen beweisen, dass das Materiale den Ruinen entnommen wurde.

Auch ein großer Brunnen in der Caršia zu Plevlje wurde mit Zuhilfenahme von schönen Capitälern und Quadern der Niederlassung erbaut.

Ein angenehmer Ausflugsort ist der eine Stunde südöstlich der Stadt gelegene kleine Ort Rabitle an der Čehotina, wo ein starker türkischer Officiersposten aufgestellt ist.

Hier beginnt der sehenswürdige Durchbruch der Čehotina, welcher von Rabitle stromabwärts bis zum jenseitigen Ende an der Thalweite bei Duratović 3500 Schritte lang ist und von 200 bis 350 *m* hohen, fast senkrechten Felswänden begleitet wird.

Interessant ist auch das nahe, in einer Schlucht nördlich Plevlje gelegene Kloster griechisch-orientalischer Mönche Sveta trojica, deren Kirche die Gebeine und Reliquien des südslavischen Heiligen Sava birgt.

Seit 10 Jahren hat die Stadt durch Zuzüge von Mohamedanern aus Nikšić eine Vergrößerung erhalten, die, nachdem das ehemals türkische Gebiet in montenegrinischen Besitz übergegangen war, auswanderten, sich gegen die Čehotina hin ansiedelten und seither zum großen Theile im Gemüsebau, den man früher nicht cultivierte, ihren Erwerb finden.

❦

Von Čajnica nach Goražda; Fahrstraße: 19 *km*.

Die Rückkehr von Plevlje nach Čajnica lässt sich am kürzesten nur auf der Fahrstraße bewirken.

Von Čajnica nach Goražda läuft diese anfangs durch das schmale und liebliche Thal des Janjina-Baches.

Hübsche Waldungen blicken da von den Höhen herab, gut gepflegte Wiesen und Felder breiten sich an den Hängen und in den Niederungen aus, die Baulichkeiten sind sauber gehalten, und drei Hans, an denen man vorüberkommt, gehören zu den größten und besteingerichteten, die weit und breit zu sehen sind.

Die Straße verlässt nach dem ersten Drittel ihrer Entwicklung gegen Goražda das Janjina-Thal, das sich nordöstlich ausbiegend durch das Bergland zur Drina hinzieht, und nimmt die kürzere Richtung über den Kozara-Sattel, den sie in Serpentinen überschreitet. Durch das enge und freundliche Thal des Kozara-Baches erreicht sie die Drina und etliche Kilometer stromabwärts das am jenseitigen Ufer freundlich gelegene Städtchen Goražda.

❦

Von Foča nach Kalinowik im Zagorje: 42 *km*. Fahrbarer Reitweg.

Das Zagorje, zu deutsch „Hinter den Bergen", heißt im allgemeinen das verkarstete Hochland Bosniens, im Norden von dem mächtigen Felsgebiete der Treskavica planina, im Süden von den massigen Formen der Lelia, des Kladovo polje und der Orlovac planina begrenzt, die alle ihre vielgegliederten, schroffen und bewaldeten Vorlagen nach Osten an die Drina entsenden.

Das Zagorje war von dem Beginne der Occupation angefangen bis zum Jahre 1882 für die Landesverwaltung und für die Truppen, welche im Vereine mit der im Entstehen begriffenen Gendarmerie für die Erhaltung der Sicherheit zu wirken hatten, eine ziemlich unerforschte Gegend; erst die kriegerischen Ereignisse im Südosten Bosniens leiteten den Blick auf jene terra incognita, welche den Sammelplatz aufständischer Scharen bildete, die sich durch rauf- und beutelustige Montenegriner verstärkten und von da aus gegen Norden Sarajevo bedrohen oder ihre Unternehmungen ostwärts gegen Foča ins Werk setzen konnten.

Zwei elende Wege führten zu jener Zeit von den genannten Städten nach dieser wenig bevölkerten Gegend und zwar der eine von Sarajevo her über Trnowo und die Treskavica planina, die im Vratlo-Sattel 1692 *m* hoch überschritten werden musste, der andere, von Foča kommend, über die mitunter steilen Berge, die sich seinem geraden Zuge entgegenstellten. Seither hat man bessere Communicationen mit dem Endziele Kalinowik, dem Hauptorte des Zagorje, erbaut und zwar von Sarajevo aus einen Reitweg, der zur Noth mit sehr leichtem Fuhrwerk befahren werden kann, nach Passierung von Trnowo und Überschreiten des Rogoj-Sattels das Hochplateau der Krbljna ersteigt und am südlichen Rande der Treskavica das Zagorje erreicht.

Wer es scheut, diese Strecke mit ihren bedeutenden Unebenheiten reitend zu hinterlegen oder sich auf derselben den Zufällen einer Wagenfahrt auszusetzen, der kann in bequemer Kutsche über Gorazda nach Foča gelangen und von dort aus den seit einigen Jahren fahrbar hergerichteten Reitweg benützen, der directe nach Kalinowik führt.

Dieser Weg zweigt von Foča an der Drina-Brücke nach Westen ab, steigt am Hange des Tjemenik allmählich zum Sattel von Susješno hinauf und senkt sich dann in vielen Serpentinen an der Ortschaft Budanj-dolnji vorüber zur Thalniederung der oberen Bistrica.

Das Gelände zu beiden Seiten ist fast überall von undurchdringlichem Eichenbuschwerk bedeckt und bietet vom Susješno-Sattel an wundervolle Fernblicke nach dem schönen, ziemlich reich bebauten Koluna-Thale und nach den vielfach gegliederten, formenreichen Bergen, welche sich nach Nordwesten hin bis über die Jahorina hinaus gegen die Hauptstadt erstrecken.

Nach einem Ritte von $2^1/_2$ Stunden von Foča aus ist man der Bistrica nahe gekommen, die fast bis zu ihrer Mündung in die Drina von hohen Felswänden begleitet wird.

Südwärts des Fahrweges erhebt sich auf einer breiten, leicht geneigten Thalstufe am Fuße der Šebenica die Häusergruppe von Rataj.

Die weitläufigen, mit einer Mauer umgürteten Wohn- und Wirtschaftsgebäude eines Zweiges des in Bosnien sehr verbreiteten Geschlechtes Čengić sind von einer Kula überragt, die zu den besser erhaltenen des ganzen Landes gehört und von ihrem obersten Stockwerke aus eine schöne Aussicht bietet. Die Besitzung in ihrer baulichen Gesammtheit ist das echte Bild eines alten feudalen Türkensitzes.

An die Kula knüpft sich eine Sage, welche die Unwissenheit oder Gedankenträgheit selbst der bemittelten Landesbewohner kennzeichnet.

Als der Thurm fertig war und der Baumeister mit Stolz sich seines Werkes rühmte, meinte der damalige Gutsherr auf Rataj, er wolle eine noch höhere Kula bauen, um von so hoher Warte nach Sarajevo blicken zu können.

Der gute Mann bedachte nicht, dass sein Thurm gleich dem zu Babylon hätte emporstreben müssen, um über hohes Gebirge hinweg die goldene Stadt im Thale der Miljačka zu erschauen.

Bei der kleinen Ortschaft Ocrkavlje zweigt ein steiniger Reitweg nach Süden ab, der, von Rataj durch die Bistrica geschieden, über den steilen, zerrissenen und ungangbaren Thalhang dieses Flusses nach dem reizvollen Kessel von Jeleč führt.

Von Ocrkavlje den Weg nach Kalinowik verfolgend, gelangt man zur Brücke über den Dobropoljska-Bach, der sich, aus dem Karstgebiete der Treskavica kommend, in mannigfachen Windungen durch mächtiges Gestein Bahn bricht und nördlich Rataj in die Bistrica mündet.

Nachdem man die Brücke und mit ihr die Hälfte der Strecke Foča-Kalinowik im Rücken hat, steigt man durch $1^1/_2$ Stunden auf langgestreckten Serpentinen an der prächtig bewaldeten Ostseite der Mala stiena und Husad planina hinan und gelangt auf der Höhe zum

hölzernen Streifcorps-Blockhaus Vratlo karaula, welches im Sommer einen Gendarmerieposten beherbergt.

Nicht weit davon, südlich des Weges ist der Ursprung des nach Jeleč fließenden Krupica-Baches.

Nun schlängelt sich der fahrbare Reitweg mit unerheblichen Steigungen und Senkungen durch einen hochstämmigen Tannenwald zur quellenreichen Blöße von Dobrawoda, jenseits welcher ziemlich unvermittelt das weithin offene Karstplateau des Zagorje beginnt.

Zahlreiche Gruppen massiver Grabsteine deuten auf einstige Niederlassungen der Bogumilen.

Das Zagorje liegt im Durchschnitte 1100 *m* über dem Meere und Kalinowik ziemlich am Nordrande in einem Kessel, möglichst geschützt gegen den häufig herrschenden Wind.

Der Ort bestand bis zum Jahre 1882 aus einem größeren Han, einer elenden hölzernen Dschamie und etlichen armseligen Häuschen. Seitdem sind einige Gebäude dazu gekommen, darunter eine Bataillons-Kaserne, eine Kirche, ein kleines Hôtel und ein Schulhaus. Zwei gemauerte Werke auf den nahen Höhen Gradina und Vezac deuten darauf hin, dass man das Zagorje zu allen Zeiten festzuhalten entschlossen sei.

Kalinowik ist ein armseliges, ressourcenloses, vermöge seiner Lage jedem Verkehre entrücktes Nest, ohne Baumwuchs im Umkreise, jeder Anregung entbehrend. Im Winter bedecken Schneemassen das hochgelegene Plateau und verzögern gar oft die Ankunft der Tragthierpost von Sarajevo, die der abgeschiedenen Gegend ohnehin nur dreimal in der Woche beschieden ist.

Schön ist nur die Fernsicht. Im Norden streckt das leblose Felsgewirre der Treskavica planina seine nackten Arme gegen den Himmel, im Süden erhebt sich die auf ihrem Obertheile im Sommer grün schimmernde Lelia 2032 *m* hoch, einen dichtbewaldeten Rücken nach Osten entsendend, und über das von Schluchten zerrissene, steinige Hochland hinweg nach Südosten trifft der Blick die steilen, düsteren Berge, welche die Narenta in ihrem oberen Laufe begleiten.

Die Bedeutung von Kalinowik, der man sich bewusst geworden ist, und das umgebende formenreiche, äußerst schwierige Terrain, in welchem sich bis zum Jahre 1882 größere und kleinere Räuber-Četas herumtrieben, scheinen bestimmend gewesen zu sein, dass man seit einigen Jahren nach dem ressourcenlosen, wasserarmen Orte Truppen ins Lager zieht, um nächst demselben größere militärische Übungen durchzuführen.

Zu solchem Zwecke werden im Monate August auf dem Ackerboden einer feuchten Niederung und an einer Berglehne Zelte für die Mannschaft aufgestellt, während die Officiere sich auch mit Massenquartieren begnügen müssen. Das Ende des reizlosen Lagerlebens in Kalinowik wird daher mit ungetheiltem Jubel begrüßt.

Die Ortschaften im Zagorje sind spärlich und klein, die Verbindungen entsprechen dem Bedürfnisse der einheimischen Bevölkerung, unter der sich vermögende Bauern befinden, die sich hauptsächlich mit Viehzucht befassen.

Die Hügel am Südrande der Treskavica tragen Hutweiden.

Wer sich von dem Karstgebiete um Kalinowik einen Begriff machen will, der denke sich einen gewöhnlichen Badeschwamm millionenfach vergrößert und versteint. Die trichterförmigen Löcher im Schwamme sind die zahllosen Dolinen, deren Wände mit Gestrüpp und deren Sohlen mit Gras bewachsen sind, denn überall, wo Humus in den Falten des Gesteines sich ansammelt, sprießt üppige Vegetation. Die Zwischenräume zwischen den Dolinen sind bald mit Grasflecken, bald mit Gerölle bedeckt. Der Boden sieht zuweilen so aus, als hätte man ungeheure Stiefelzieher dicht nebeneinander mit den Schäften in die Erde gerammt. Über solches Terrain führen die Wege, oft nur dem Auge eines Pfadfinders erkennbar. Auf solchem Boden, der auf den Höhen und in den Tiefen dem Charakter nach überall gleich ist, kommen die Soldaten prächtig fort, mögen sie nun den Bergen Steiermarks und Tirols oder den Tiefebenen Ungarns entstammen. Die jugendlichen Körper trotzen den Strapazen, die ihnen auferlegt werden, aber Bekleidung und Schuhwerk sind nicht imstande, dem dornenreichen Gestrüppe und den spitzen Steinen zu widerstehen und gehen vorzeitig zugrunde.

Aus dem Zagorje führt außer den Communicationen nach Sarajevo und Foča ein Saumweg durch schwieriges Terrain südwestlich über Obalj nach Ulok in dem an jener Stelle sehr schönen Thale der Narenta und von da über das Karstplateau der Morinje einerseits nach Nevessinje, andererseits nach Fojnica und weiter auf der Fahrstraße nach Gacko.

Von Kalinowik westlich gelangt man auf einem Reitwege über Bjelemić, einem der schönsten Punkte im Lande, nach Glavatičevo an der Narenta und von dort im Thale oder über das Gebirge nach Konjica.

Glavatičevo ist der Hauptort der sogenannten Župa, bekannt aus der aufständischen Bewegung im Jahre 1882.

❦

Von Kalinowik nach Jeleč; Fahrweg, Saumweg: 4 Reitstunden.

Will man vom Zagorje ostwärts nach Jeleč, so kann man jenseits Vratlo karaula den Fočaner Weg verlassen und rechts abbiegend den steilen und holprigen Steig benützen, der zum Rinnsal des Krupica-Baches abwärts und entlang demselben nach der Ortschaft führt.

Hier vereint sich die Krupica mit dem aus der Zelen gora kommenden Govza-Bache zur Bistrica.

Jeleč ist klein, malerisch gelegen und von Mohamedanern bewohnt, die sich früher fast durchwegs mit Ledererzeugung befassten. Das kalkreiche Wasser der Krupica kam den Leuten sehr zustatten.

Um diese Industrie, welche seit Jahren sehr darniederlag, zu heben und die Gerber mit den Fortschritten in der Herstellung des Leders vertraut zu machen, hat die Regierung im Jahre 1892 eine Sumach-Lederfabrik in Jeleč erbauen lassen. Einheimische Arbeiter, unter dem Leiter der Fabrik zu einer Genossenschaft vereinigt, können dort, wie man sagt, bis zu 80.000 Felle im Jahre verarbeiten.

Aus dem Nutzen, den man erhofft, sollen die Kosten des Baues allmählich zurückerstattet werden.

Die Felle werden in Trockenanstalten, die in vielen Ortschaften neu errichtet wurden, getrocknet und dann erst nach Jeleč abgeliefert.

❦

Von Jeleč nach Borilovac in der Zelen gora: 4 Reitstunden.

Zelen gora, zu deutsch „Grüner Berg", heißen die hochgelegenen, sehr ausgedehnten Urwaldungen von Laub- und Nadelholz, auf deren natürlichen Blößen und entholzten Stellen Alpenwiesen vorkommen, nach denen die Hercegovzen zur kurzen Sommerszeit ihr Vieh zur Weide schicken.

Der Saumweg dahin führt entlang dem Govza-Bache, dessen klares Wasser sich in dem von Gerölle erfüllten Bette rauschend fortwälzt.

Nahe an Jeleč gestattet das wohlbebaute Thal eine ziemlich freie Fernsicht; bald jedoch verengt sich dasselbe zur Schlucht. Die steilen Thalhänge beiderseits des Baches tragen an ihren Obertheilen hohe Felswände, hinter denen sich verkarstete Hochflächen ausbreiten.

Der Schlucht entlang steigt der Weg an dem mit hochstämmigen Buchen bewachsenen linksseitigen Hange empor und erreicht an einer

Erweiterung des Thales eine von Tannen umsäumte hochgelegene Waldblöße, auf der die Reste eines türkischen Blockhauses — turska karaula — zu sehen sind. Ein frischer Wiesenteppich schmückt im Sommer den freien, vom Nadelholze duftenden Raum. Pfade, die wieder nur dem scharfen Auge der Einheimischen erkennbar sind, führen nach den höheren Bergpartien.

Dem Govza-Bache entlang folgen nacheinander saftige Wiesenparcellen und herrliche Waldungen. Durch die Thalfurche südwärts sieht man das kahle Gestein des mächtigen Todor, nahezu 2000 *m* hoch.

In einem Dickicht nahe am Wege bezeichnet ein hohes Kreuz die Stelle, an der im Juli 1889 zwei Streifcorpssoldaten der Blutrache meuchlings zum Opfer fielen.

Neuerdings schlängelt sich der Weg durch Buchenwaldungen die Höhe hinan.

Der Zelen gora näher kommend, erscheinen ringsherum die Felswände des langgestreckten, gemsenreichen Todor, des Osredak, Todorac und des wie eine schiefgestellte Pyramide aussehenden Stog. Am Fuße des letzteren erglänzt ein kleiner See.

Nahe daneben liegt auf einem grünen Hügel, beschattet von hohen uralten Buchen, das hölzerne Streifcorps-Blockhaus der Zelen gora. Gleich der Örtlichkeit, die es umgibt, heißt es „Borilovac", d. i. Tannenhain. Es ist im Stile eines comfortabeln Alpenhauses erbaut und sieht mit seinen Wachthürmchen, Lusthäusern und sonstigen Zuthaten, die es schmücken, so reizvoll aus, dass es den Touristen auf das angenehmste überrascht.

Das Blockhaus ist der sommerliche Aufenthaltsort für eine Abtheilung der Gendarmerie, welche alljährlich, wenn bei 130.000 Ziegen, Schafe, Rinder und Pferde in die Gegend zur Weide kommen, die scharfe Überwachung auszuüben hat.

Es ist dies nothwendig, weil gerade die starke Bevölkerung der Alpenweiden im Sommer in vergangenen Zeiten das Räuberwesen sehr förderte. Hier fanden die Raubgesellen in den Hirten-Kolibas stets Unterstand und die nöthige Verköstigung. Das vielgegliederte Terrain mit seinen unzähligen Karsthöhlen, Schlupfwinkeln und ganz gedeckten Zugängen gegen Montenegro machte das Gesindel bis zur Aufstellung und Wirksamkeit der Streifcorps zu unfassbaren und unbehelligten Beherrschern der Zelen gora.

Nächst dem Blockhause erhebt sich eine im Schweizerstil erbaute kleine Sennerei, welche von der landwirtschaftlichen Station in Gacko

dependiert, und in der köstliche Butter und schmackhafter Käse zum Verkaufe bereitet werden.

Wer das liebliche Borilovac betrachtet, die grünen Triften, die es umgeben, mit all den Herden, ahnt nichts von der grauenhaften Nacktheit und Zerrissenheit des Bodens jenseits des Hochgebirgszuges, der die Zelen gora im Westen begrenzt.

Wenn man in dieser Richtung unter Leitung eines kundigen Führers den üppig wuchernden, von Wasserrissen und Löchern durchfurchten Wiesengrund überschreitet und den unendlich mühevollen Aufstieg nach dem Sattel zwischen dem Osredak und dem Todorac überstanden hat, befindet man sich auf dem „Stirine" benannten Gebiete und hat nach Westen hin eine kesselförmige, großentheils mit Sumpfwiesen bedeckte Niederung vor sich, in welcher das Schneewasser der nahen Höhen zu einem kleinen See zusammenfließt, der nach der Karte „Plan jezero" heißt, beim Volke aber nur als „Stirinsko jezero" bekannt ist.

Nahe am See beschränkt eine Kette hoher Felsgebilde nach allen Seiten den Fernblick. Unter denselben fällt der spitze Berg Klek auf, welcher südlich des Jezero liegt, 1810 *m* hoch ist, und über dessen Hang der Pfad aus dem Govza-Thale nach Borač nahe der Narenta weiter führt.

Am schroffen Hange des Klek übersieht man nach Westen und Nordwesten das Felsenchaos der unwirtbarsten Karstgegend mit mächtigen, jäh ansteigenden Bergen, unter denen der nahe Dumoš 1879, der Orlovac 1971 und die mit ihren Verästungen nördlich davon gelegene Lelia 2032 *m* Höhe aufweisen.

Öde und trostlos, gleicht diese Gegend dem Reiche des Todes. Zahlreiche Falten an den Berghängen, welche den Strahlen der Sonne weniger ausgesetzt sind, tragen noch im Juli vorwinterlichen Schnee.

Auch diese Gegend war in vergangenen Zeiten unausgesetzt die sichere Zufluchtsstätte verwegener Gesellen, die ihr Leben von Viehdiebstahl und Raub fristeten und, begünstigt durch das schwierige Terrain, sich stets der Verfolgung zu entziehen wussten. Man war in den ersten Jahren der Occupation in der Bekämpfung dieses Unwesens ziemlich machtlos. Zum Glücke reifte die Idee, ein selbständiges mobiles Streifcorps zu schaffen, das, in Beziehung auf Unterkunft und Verpflegung unabhängig, praktisch adjustiert und gut bewaffnet, die Aufgabe hatte, das räuberische Gesindel aufzusuchen und bis zur Vernichtung zu bekämpfen. Schon die ersten Unternehmungen dieses Corps waren vom besten

Erfolge begleitet, und bald waren die „Strafuni" ein Schrecken der Räuber. Seit dem Jahre 1891 ist das Streifcorps entbehrlich geworden, doch sind die Maßnahmen getroffen, um dasselbe nach Bedarf sofort wieder ins Leben zu rufen.

Das ganze im Winter unzugängliche Gebirge wird jetzt zur Zeit der Viehweide durch Gendarmerieposten gesichert. Auf den Spitzen der Berge sind Reisigpyramiden aufgestellt, welche die Bestimmung haben, als Alarmsignal durch die Hirten angezündet zu werden, falls gefährliches Gesindel sich zeigen sollte.

Vom Klek aus gegen Südwesten gewahrt man die hohen, schroffen Thalbegleitungen am linken Ufer der Narenta, auf deren Obertheilen die Hochflächen der Vučevo planina, des Brnjac, des Vrhovi u. s. w., überragt von hohen Bergspitzen im Hintergrunde, auftauchen.

Südlich zu Füßen des Klek und 300 *m* tiefer als seine Spitze, am Wege nach Borać liegt ein kleinerer, hübsch eingerahmter See, der Kotlaničko jezero.

Zur Rückkehr nach Borilovac umgeht man den Todorac südlich, steigt dann nordwärts zwischen diesem und dem spitzen Stog den Sattel hinan und sieht bald darauf das idyllisch gelegene Blockhaus der Zelen gora.

In dem Felsengebiete, dessen früher Erwähnung geschah, fanden im Herbste 1891 die großen Manöver zweier Truppendivisionen statt, und zwar kam die eine Partei aus Nevessinje, dem Standlager der Truppen der Hercegovina, um nach Überschreitung der Narenta am westlichen Rande der Zelen gora, wo die Bergriesen Dumoš, Črveni klanac und Osredak ihre kahlen Häupter emporheben, mit der aus Kalinowik anrückenden Partei zusammenzuprallen.

Jedermann, der dies trostlose, im Sommer wasserarme Chaos mit seinen Bodenerhebungen bis zu 2000 *m* überblickt, muss zum Bewusstsein gelangen, dass größere Heereskörper sich da im Ernstfalle nicht bewegen können. Die Partei, der es gelingt, vor dem Zusammentreffen mit dem Feinde auf einer Höhe in der Anmarschrichtung desselben Stellung zu nehmen, kann mit Ruhe dem übermächtigsten Angriffe entgegensehen.

Den Beweis hiefür bieten die zahlreichen Niederlagen der türkischen Truppen gegen die Montenegriner, welch letztere den Gegner stets in solchen Stellungen erwarteten und sich angreifen ließen. Jeder Angriff zerschellte an der günstigen Position der Vertheidiger ungeachtet der bewiesenen Bravour der Türken.

Manöver auf solchem Boden zwingen immer wieder, über Nacht die Nähe des Wassers aufzusuchen, und lassen sich in der kurzen Frist von zwei bis drei Tagen nicht so abwickeln, dass die aufgewandten Kosten und Mühen belohnt würden. Der Auswahl solcher Gegend für die großen Schlussmanöver lag wahrscheinlich der Gedanke zugrunde den Truppen das allerunwirtbarste Terrain vor Augen zu führen.

Von dem militärischen Werte der Manöver in dieser Gegend abgesehen, war das Zusammenziehen größerer Truppenmassen in der Zone des Hochgebirges doch nicht ohne wohlthuende Rückwirkung auf den Sinn der Bevölkerung, der sich am besten durch die Äußerung eines Hercegovzen aus Stirine kennzeichnen läst, der also sprach:

„O Herr, wer hätte das gedacht! Noch vor ein paar Jahren saßen um die Stirinske kolibe bei hellem Tage Räuber-Četas vollkommen unbehelligt, verzehrten ihren Spießbraten, besangen unter Begleitung der Gusla die Heldenthaten des Kraljević Marko, und heute wälzen sich Eure Heersäulen über dieses Gebiet, das unter der Türkenherrschaft niemals ein Soldat betreten hat."

Borilovac ist ein reizvoller Aufenthalt in den heißen Sommermonaten und schon so hoch gelegen, dass man sich leicht versucht fühlt, noch weiter im Gebirge vorzudringen.

(Schluss folgt.)



Drei Kaiser-Geschenke.

Von

Dr. Fritz Pichler.

Graz.

Es war im Jahre 1506, dass Kaiser Maximilian in seiner Burg zu Graz neben dem Steinbalkon und nächst einer Ehrenschrift auf T. Varius Clemens, den hochverdienten altrömischen Statthalter, auch einen Inschriftstein in der Mauerwand unter dem Thurm anbringen ließ des Inhaltes:

Venerand · vetvstati · imp. caes.
maximilianvs · avg. cineres · et
ossa · rom · cvm · vitro · integro
numismateq. antiqvo · apvd Ley-
bnicvm (effossa) hvc reponi · ivss-
it anno · M · D · VI · XII · KLS · Maii.

Aschen- und Beinreste, aus römischen Brandstätten bei Leibnitz ausgegraben, ein ganz erhaltenes Glasgefäß und eine Münze waren es also, welche, im steinernen Deckelbehälter verwahrt, der Kaiser hier hatte aufbehalten heißen zu Ehren des grauen Alterthums[1]). Bei Baumgestaltungen im Jahre 1854, März, sind zuerst Architekturtheile, dann auch die Schriftsteine sammt Deckelgefäß den Antikensammlungen des Landes übergeben worden.

Wahrscheinlich vor diesem Jahre (1506) sind in derselben Burg schon vorhanden gewesen wenigstens zwei altrömische Grabsteine, welche derzeit für den das Eingangsthor der Burg Durchschreitenden zu sehen sind am Hofschlusse, im Gehäuse der merkwürdigen Spindeltreppe; diese leitet hinauf zu den Amtsräumen der „Inneröstereichischen Regierung". Drei Jahrzahlen stehen gegenwärtig auf Steinen dieses Bautheiles: 1452, 1499, 1500; die älteste über dem Durchgangsthore, zu den fridericianischen Vocalen die Ziffern 52 in kleinerer Ausführung nachgeholt; die mittlere übereck des dritten Stockwerkes zum Treppenhaus; die jüngste in des Engels Schriftrolle zunächst über dem Römerstein und unter dem Fensterplattgesims, zweites Stockwerk.

Es läßt sich denken, möglichst gleichzeitig um 1500 sind die antiken Steinarbeiten hier in ziemlicher Höhe eingefügt worden (die Mauerdicke des Treppenrondeaus ist 42 bis 55 *cm*), demnach früher als die Grabreste aus Leibnitz. Wir erfahren aber erst 1534 von den beiden Römersteinen des Stiegenhauses. Durch Apianus nämlich und ohne Angabe des Fundortes. Laut dieser frühesten Nachricht verkündet der knapp unter Fensterplatte und Schriftband eingefügte Stein:

„Dem Belatull, Sohne des Biracon, (gestorben) mit 70 Jahren, der Ategnata, Tochter des Malson, seiner Gemahlin, 60jährig, deren Sohne Vergai, 40jährig, Livima, deren Tochter, 30jährig, und Claudia Banona, 8jährig, setzte der Erbe dies Denkmal."

---

[1]) Machers Gräcium (1700) gibt des Steines Bild als Nr. XIII in vier Zeilen, in aula caesarea; alle Abschriften bei Mayer 92, Polsterer 107, Steiner, Cod. IV, S. 308 differieren. Machers Bild nach S. 20 zeigt nur einen Stein über dem Karniesrande des Erdgeschosses, wohl des Belatull. Man bringt einige der Jahrzahlen in den Burgsteinen in Beziehung zu Maximilians Aufenthalt in Graz und nennt solche (1490), 1493, (1499), 1506, 1514, (1515); der Stein Venerand · wäre um den 12. October 1506 gesetzt.

Oben zeigt das Frontispiz die Reliefs: Adler im Dreieck zwischen je einem Seethier.[1]) Höhe 70 *cm*, Breite 50. Band mit Blattornament; ein Säulenpaar.

Der andere Stein, in der Schrägwand daneben, besagt:

„Caius Duronius Martialis setzte bei Lebzeiten dies Denkmal sich und seiner Gemahlin Proculeia, Tochter der Procla, 30jährig, und dem Sohne Caius Duronius Ursinus, 30jährig."

Obenüber zeigen sich die aus tiefer Höhlung hervorgearbeiteten Büsten von Mann (links) und Frau (rechts), darunter ein Streifen mit Blattarabesken zur Vase zwischen zwei Greifen, oben das Frontispiz, Dreieck mit Flügelgebilden, seitlich je ein Seethier, zwei Säulenpaare am Rand.[2]) Höhe 73·8 *cm*, Breite 76·4.

Nun diese Denkmale seit mindestens 388, wahrscheinlicher seit 394, möglicherweise aber seit 400 Jahren dem Schoße der Erde entnommen, seit 360 Jahren und zwar mit dem Standorte Graz, Burg abschriftlich bekannt, endlich in Nachzeichnungen durch Macher (1700), Schreiner (1843) u. a. erhalten sind, wäre es wohl wünschenswert gewesen, über den ursprünglichen Fundort ins reine zu kommen. Mommsen schließt aus der vorhandenen Literatur,[3]) jedoch hauptsächlich aus deren Widersprüchen, der Fundort sei unbekannt. Wenn es erlaubt ist, Wahrscheinlichkeitsschlüsse zu machen, so kann man als Fundstelle nennen Graz, Leibnitz, Cilli, nicht ganz ausgeschlossen Pettau. Das Leibnitzer Feld nämlich, zunächst unterhalb Graz belegen, ist die erste größere Fundstätte römischer Alterthümer, der alten

---

[1]) Mäßig genau in Boissards Zeichnung, Bl. 67. Ähnlich das oberste Relief zu Bonioni in Seckau (Muchar I, Tafel XII).

[2]) Ungenau in Boissards Zeichnung, Bl. 55. Wohl ähnlich wie im weitläufigeren Relief mit Aufsatz (Ikarus zwischen zwei Löwen) zu Gonobitz (Muchar I, Taf. IV) oder Seckau (Taf. XV, 36).

[3]) Apianus, Petrus et Amantius, Inscriptiones sacrosanctae vetustatis, Ingolstadii 1534. (S. 389 × 2 (1).

Boissard, Jo. Jac. Zeit um 1528—1602. Cod. Paris, S. Germain n. 1078, exempl. alterum Gratzii Johanneum cod. n. 1007, Norica p. 587, IV, bes. p. 517 (511).

Caesar, Jul. Aq., Annales duc. Styriae, 1769, I, S. 39.

Corpus insc. lat. III, 1873, 1, S. XX, 2, S. 692, n. 5698 (5701).

Draskovich in ms. Wiltheimianis Luxenburgensibus, vid. 1607.

Gruter, Inscriptiones antiquae tot. orbis romani, 1692—1693, zu Cilli um 1707, II, S. 7797 (763, 16).

Ilwof-Peters, Graz 1875, S. 68.

Kindermann, Beiträge zur Vaterlandskunde, Grätz 1790.

Stadt Solva oder Flavium solvense, bei der neuen Landeshauptstadt; es passen die beiden Denkmale in den Rahmen der dortigen Auffindungen nach Zeit und Aufstellung; es wurde seit Jahrhunderten genug von ebendaher nach der Murstadt exportiert; endlich Kaiser Maximilian selber hat die drei obengenannten Ausgrabungsstücke nach seiner Burg bringen lassen, apvd Leybnicvm effossa. So hätten es zu den Begräbnisandenken auch die Gedenksteine sein können. Was Cilli betrifft, so ist diese Stätte allerdings weiter abgelegen. Aber als weitaus größer, militärisch wichtiger, fundreicher ist Celeia gewiss anzunehmen, der Findlingumkreis umfassender, demnach fügen sich die zwei Schriftdenkmale umso leichter ein. Hierzu kommt aber noch der Beweis mit Titus Varius Clemens. Der Ehrenstein auf den titel- und ehrenreichen Mann dieses Namens, einen geborenen Celeianer, der beamtet in Belgien, Germanien, Rhätien, im fernen Mauretanien, Lusitanien, Cilicien, soldatisch zugetheilt war bei britannischen, tingitanischen, hispanischen, pannonischen, gallischen, macedonischen Truppen, gewidmet von der Stadt Trier als dem Präsidenten, Chef der Cabinetskanzlei der Kaiser Marcus und Verus um 161—169 n. Chr. war zur Zeit des Kaisers Max in der Grazer Burg vorfindig und von

---

Knabl R., Epigraphischer Codex f. röm. Inschr. d. Herzogth. Steierm. Handschr., vor 1874, Fol. 728 Seiten, 609 Nummern von 183 Orten (bei Nr. 95, 94), S. 484 (Nr. 312, 379), S. 485 (Nr. 313, 380).

Lazius, Commentar. reip. rom Basilea 1555, S. 1163, 1594, S. 982 983).

Macher, Graecium, 1700, S. 4 (n. 6, 4).

Manutius A., 1566, Cod. Vatican. 5287, Fol. 456 (Orelli, Inscr. I, S. 29).

Mayer K., Versuch über steierm. Alterth. Grätz 1782, S. 90 (89), 117 (118).

Montfaucon B., L'antiquité expliqué, Paris 1722, zu Cilli, Suppl. V, S. 50.

Muchar, Gesch. d. Herzogth. Steiermark, Grätz 1844, I, Cilli, S. (362) 383.

Picturae (bei Mommsen c. i. l. III, 2, S. 692), Fol. 43.

Pococke, Cod 22993, Fol. 36, ed, S. 110; Orelli I, 32.

Polsterer J. A., Grätz und seine Umgebung, 1827, S. 108.

Soc. Jesu Mscripta p. 209, bei Mayer S. 118.

Schmutz, Histor.-Topogr. Lex. v. Steierm. Graz 1822, I, S. 591.

Schreiner, Grätz, 1843, S. 214 Abbildg. (215).

Schro(d)t, Schrott, Chronik, 1683, Fol. 135, bei Mayer S. 118 (Kronik bei mir) vgl. c. i. l. III, 1, S. XXXII, 1862.

Steiner, Codex inscr. Danub. & Rhaeni IV, S. 305, Nr. 2903 (306, 2905).

Wiener Jahrbücher der Lit. Bd. 116, 1846, ABl. S. 48 (Seidl).

Apian 1534 so gut als die übrigen gesehen.[1]) Der gleichlautende Inschriftstein, 13zeilig, alle obengenannten Würden angebend, welcher bis März 1854 im Burghof (oberhalb des Brunnens?) eingefügt war, seither eingereiht den Landessammlungen, war aber mittlerweile (1728) nur als Copie ersatzweise hineinversetzt gewesen an Stelle des alten Originales und dieses nach Wien verstellt (Hofbibliotheksaufgang). Dieses Original nun, wonach die ganze Steincopie angefertigt wurde, woher stammt es? Entgegen Richard Knabls Ansicht betreffs Trier versuchen wir zu meinen, aus Cilli. Denn das war die Heimatstadt des Gefeierten, dorthin zahlten die Trierer ihre Denkmalsbeiträge, dort hat man überhaupt auch andere Ehrenschriften auf denselben Mann gefunden und zwar mit den Angaben: Burg in Cilli (Kaserne) neben Grabenthor, Rathhaus, Grazer Vorstadt Haus Nr. 23 (Stepischnegg), vor Sannthor am Eckthurm. Wenn es also seine Richtigkeit hat, der Clemens-Ehrenstein sei aus Cilli herbeigebracht, so könnten es die beiden Grabsteine immerhin auch sein. Für Pettau spricht einigermaßen der Umstand, dass Theile der Clemens-Ehrenschrift auch dort nicht unbekannt sind, das Militärwesen dort der Flussflotille wegen noch wichtiger war, schließlich an Grabmalen dort kein Mangel ist; jedoch fehlt die unmittelbare Ortszugehörigkeit des Gefeierten. Nun sind wir aber weit entfernt, den Hilfsbeweis nur mit dem Clemens-Steine führen zu wollen. Danach könnte es scheinen, dass wir an Leibnitz, Cilli, Pettau gar nicht weiter angewiesen sind, höchstens insofern die maximilianische Erinnerungsplatte von den drei Orten ausschließlich Leibnitz zur Nennung bringt, aber ganz allgemein als Antiquitätenfundort.

Bliebe demnach zu sagen übrig: die beiden Grabsteine hat man eingemauert zunächst den Stellen, wo sie gefunden sind, also in Graz.

Vor Jahren habe ich durch örtliche Zusammenstellungen der bis dahin bekannt gewordenen Findlinge nachgewiesen,[2]) dass die Fundstellen (nach Gassen und Plätzen angereiht) für Graz umso zahlreicher werden, fast ausschließlich auf dem linken Murufer, je ostseit-

---

[1]) Nr. III, 5211 bis 5216; Orelli 485; Pausanias, Vita Pii 8. 43; Wilmanns, Exempla I, S. 425, Nr. 1260 a bis c und S. 243, Nr. 785; Annuaire de Constantine 1868, p. 479, tab. 5; Mommsen und Gerhard, Ephem. arch. 1870, III, 5; Hormayr, Gesch. Wiens II, 122, über den Stein in Maximilians „Ewig-Gedenkzettel" um 1506 bis 1508.

[2]) Zur Urgeschichte von Grätz und Umgebung. Mittheil. d. k. k. Central-Commission f. K. u. histor. Dkm. VIII, n. F. 1882, S. 1 bis 10.

licher vom Schlossberge sie liegen.[1]) Die Fundlinien sind da: Schlossberg (Höhe, um die Thomaskirche, Nordwestseite, Irrenhausgarten), Burg?, Burggasse, Stadtpfarrgegend, Münzgraben, Schörgelgasse, Rechbauerstraße, Grünangergarten, Körblergasse, Graben, zu äußerst Lusthausgasse mit den Auszweigungen Rosenberg, St. Leonhard, Grazbach, beide Uferseiten. Die gegenwärtigen östlichen Stadttheile an den Erhebungen längs der Bäche könnten vielleicht die ältest besiedelten genannt werden. Damit ist durch Fundnachweise eigentlich nur bestätigt, was Muchar als Sage unter St. Leonhard[2]) anführt bei Erwähnung von „mehreren römischen Münzen" an diesen Stellen. In Betreff der Zeitstellung für die Fundsachen habe ich damals versucht, die Flavier-Ära wegen des Emporkommens von Stadt Solva als hauptsächlichen Anbeginn anzudeuten (Münzen nach Nero von Vespasian, Titus, Domitian bezeugen dies) und dem 2. Jahrhunderte (mit den Münzen von Hadrian, Pius, Faustina d. Ä., Marc Aurel) die im Stadtbereiche ausgegrabenen Bilder von Männern, Frauen, Kindern auf den Reliefsteinen hinsichtlich der nationalen, etwas städtisch romanisierten Tracht zuzuweisen. Auch wurden aus Graz und weiterer Umgebung damals über 40 Einwohnernamen angeführt (beinahe doppelt so viel Männer als Frauenzimmer: 27 und 14), ungefähr der Zeit um 150 bis 200 n. Chr. angehörig. Endlich, um dies kurz abzuthun, ist das 3. Jahrhundert mit Münzen von Philippus bis Constantius II. gekennzeichnet und ein ganz ausnahmsweiser Vorstoß bis um 1143 (da ist ja „Grace" schon als Stadt bekannt gewesen, seit und vor 1138!) durch ein Goldstück von Kaiser Johannes II. gestreift. Schließlich der Zeit nach Beginn des 3. Jahrhunderts sind dort versuchsweise zugetheilt worden neben anderen die Baureste der Fundstätten Grazbach, Schörgelgasse, Venushof und Lusthausgasse, Schlossberg.

Den Venushof oder Venustempel in der Lusthausgasse wollen wir nun besonders in Betracht ziehen. Diese Stelle ist nämlich als Fundort für den Grabstein des C. Duronius bezeichnet worden, zuletzt durch Richard Knabl (nach 1862, vor 1874),[1] durch Muchar (1844), Schreiner (1843), doch in verschiedentlicher Weise. „Der Sage nach," schreibt Knabl, „soll der Stein gegen Ende des 15. Jahrhunderts aus einem Acker in der Nähe des sogenannten

---

[1]) Abgesehen von der Marien- und Lagergasse, Murlend, dem Lazarethfeld.

[2]) Steierm. Gesch. I, 396.

Venustempels ausgegraben und an dem obgenannten Orte (Burghof) angebracht worden sein, was mit der Zeit des erbauten Stiegenhauses, welches die Jahreszahl 1499 aufweist, übereinstimmen dürfte." Um 1490 bis 1499 wäre demnach der Duronius-Grabstein gefunden worden und zwar zwischen dem gegenwärtigen Universitätsneubau und Dorf St. Leonhard. Das verschlägt nicht gegen die angedeuteten Fundlinien. Freilich, die älteste Handschrift, des Tyffernaten Augustinus, von 1519 weiß nichts vom Denkmale, der nächstfolgende Apian (1534) nichts vom Fundorte, und so scheint es durch die zwei nächsten Jahrhunderte fortzugehen.

Wie ist denn nun seit Knabl zurück die Sage fundiert? Muchar bezeichnet die Fundstelle allerdings „am Grazbach-Ufer", jedoch spricht er ausdrücklich vom linken, Schörgelgasse, dem Platze, genannt „die Rundelle", wo man Baureste und Münzen gefunden. Dieser Stelle gegenüber, am rechten Grazbachufer, soll der Venustempel gestanden haben, lange Zeit so genannt (S. 380). Schreiner hat die durch Mommsen mit non dubio errore bemerkte Stelle noch nicht; er nennt aber den Duronius-Stein einen von den mehreren, die beim Venushofe ausgegraben wurden, seine Zeit voriges (18.) Jahrhundert (S. 214). Polsterer (1827), den Duronius-Stein wie den des Belatullus in der Burg erwähnend, übergeht die Herkunft. Mayer (S. 89, 90, 117) bringt zwei Ortsbegriffe in einen: „In der Leonhard-Vorstadt kommt zu bemerken die gedeckte Reitschule und eines der ältesten Gebäude, so abwärts über den Gratzbach steht und itzt die Rondeln genannt wird." (Vgl. Polsterer unter Münzgraben S. 158.) Dieses Gebäude ist in den alten Büchern unter dem Namen „Venushof" bekannt und soll noch der einzige Theil eines hier gestandenen großen Tempels sein, welcher der Venus gewidmet war. Man findet abwärts von diesem Gebäude in den Gärten nach wenig aufgeworfener Erde starke Grundfesten aus ungemein großen Steinen zusammengesetzt. Unter vielen hier gefundenen römischen Denkmalen sind folgende bekannt: Martialis Ursinus, Potens Titianus, C. Duronius. Johann Christian Andreas Fyrtag, Professor licentiatus in Mathesi et linguae occidentalis vel orientalis, kennt in seiner Chronik, Jahr 1753 (Landesarchiv, Handschr. Nr. 1977), den Venushof als „ziemlich alt und (hat) große Freyheit gehabt", dermal Graf Lengheim zuständig. Ausdrücklich wird von Potens Titianus als einem summus pontifex gesagt: „Er ligt begraben vornen im Garten linkher Hand, daselbst ist auch der Tempel der Göttin Venus ge-

standen." Dieses alles wird als ebenso sicher und ausgemacht angenommen, wie dass Caius Duronius als einer der Landpfleger nicht weit vom Hofe die Grabstelle habe, desgleichen Martialis Ursinus, oder dass ein Quartus Cartesileas residiert habe und begraben sei „am Schöcklberg auf einem alten Schloss" (S. 13). Allerdings kunterbunt genug.

Die älteste Erwähnung des Venushofes dürfte dermal auf die Zeit bis 1679 zurückgehen. Es ist Johann Friderich de Schrott,[1] „der Röm. Kais. Königl. Majst. J. Oe. Rath und Regiments-Kanzler" 1683, welcher in seiner „Chroniken des Fürstenthum Steyermarks" erstem Buch (S. 133, 13.5, Handschr. d. Grazer Univ.-Bibl. 1685; vgl. Zahn, Beiträge z. Kunde steierm. Geschichtsqu. I, 1864, Sep.-Abdr. S. 14, 33/43, :3/75) schreibt: „Zu Gräz nit weith von Venus Hoff" (im Cathalogus: Nomina in Grabsteinen, Potens Titianus, Caius Duronius, Martialis und Ursinus).

Die entsprechende Stelle der Abschrift im Codex 490 der Universitätsbibliothek lautet allerdings (bei Potens Titianus mit Publibio Solvenus) auch: zu Graz „nicht weith v ermbs hoff", bei den anderen geradezu nur „vom hoff".[2] Ohne Zweifel werden sich aus den Zeiten von dem als Vicekriegspräsident in Innerösterreich verstorbenen Grafen Max Lengheim (1738) zurück einige Besitzdaten betreffs des Venushofes finden, etwa zwei Jahrhunderte hinter 1679, wohin höchstens die Sage ausgreifen müsste. Denn vom Ende des 15. Jahrhunderts spricht Knabl als Fundzeit; von den Fundstellen selber schreibt man (doch gewiss aus irgendwelchen handschriftlichen Aufzeichnungen seit mindestens 1679) frühestens 1499; gewiss 1534 sind die beiden Grabsteine in der kaiserlichen Burg gewesen. Das ist freilich sicher, vor des 15. Jahrhunderts Halbscheide ist eine Orts- oder Hausbezeichnung nach einer heidnischen Gottheit hierlands nicht nachweisbar, man wollte sich denn begnügen mit Gezisdorf circa 1074 bis 1240, perhtheresgadone circa 1120 bis 1220, Jun, iunach, iunekke, iunotal circa 1171 bis 1219 u. dgl. Aber seit dem Erwachen der humanistischen Studien und dem Auszuge des Adels auf auswärtige Hochschulen, infolge welcher Erscheinungen wir zuerst von antiquarischen Abschriften aus dem Celeier Gebiete hören,

---

[1]) Schrott von Hohenwarth Joh. Frid. Winklern S. 231. Schmutz, Lex. III, 523; nullius fidei auctor bei Mommsen zu 5699.

[2]) „von hoff": Fyrtag, S. 13, 2.

gewiss vor 1499, wäre auch in Stadt Graz und Umgebung eine an Altrömisches erinnernde Orts- oder Hausbezeichnung nicht ausgeschlossen. Zwar ist der moderne Ausleger schneller bereit, auf ein Lupanar oder Ganeum zu schließen, etwa seit Franzosen- oder Freigeistereizeiten in nächster Stadtnähe etabliert. Mit seiner Beschreibung des thurmähnlichen Gebäudes von vier Fronten, ursprünglich nur ein Stockwerk hoch, die Erker vorspringend von allen Seiten, hat noch neuestens Janisch[1] auf den Platz hingewiesen, „wo die Römer der Göttin der Schönheit und der Liebe huldigten“. Die bisher giltige Bezeichnung „in der Lusthausgasse, nächst der Seufzeralleegasse“, womit Schreiner das hohe, thurmähnliche, nicht alte Gebäude nächst der Zuckerraffinerie kennzeichnet,[2]) wird hinter Polsterers Tagen,[3]) in welchen die Aussichtsstelle, die reizende Lage, das antike Fundwesen betont sind, durch den pikanten Verfasser der „Skizze von Grätz“ mittels der Erwähnung der seufzenden Seladons in der Seufzerallee illustriert,[4]) ja das Kindermann'sche „Repertorium“ meldet von den „einladenden einsamen Spaziergängen der Seufzerallee, deren Nahmen ihre Bestimmung anzeigt“. Der Antiquar kann freilich schnell das große Wort gelassen aussprechen: hier gibt und gab es keinen Venustempel. Die antiken Schriftsteller melden nichts davon, keine Tempelbaureste hat man hier gefunden, am wenigsten auf die Venus bezügliche. Aber römische Baureste und Münzen nächst dieser Stelle sind beglaubigt; insbesondere fand man in Steiermark Münzen mit Venusinschrift.[5]) Man könnte höchstens fragen: ist Venus mit Votivinschriften in den Provinzen überhaupt so verehrt worden wie zu Rom und im Weltstadtrayon?

Freilich, den Titelreichthum der Göttin wird man in den Provinzen nicht suchen dürfen. Wenn wir die Schönheitsgöttin (gelegentlich Venus) kennen lernen als alma (auf dem Capitol), felix (Italien,

---

[1]) Topogr. Lex. 1878, I, 439.

[2]) 1843; 2, 279.

[3]) 1827; S. 158.

[4]) 1792. In der Mitte des angenehmen Hügels steht das große Lusthaus (Rosenberg in Geydorf). Hier ist ein besonders merkwürdiger Thurm zu sehen (Aussicht S. 345).

[5]) Von Cäsar C. J., Faustina jun., Crispina, Julia, Plautilla, Paula, Soämias, Mamäa, Gordian, Salonina, Magnia Urbica und Valeria und zwar zu Eppenstein, Landscha, St. Margareten bei Pettau, Mürzzuschlag, Pettau, Stainz?, Wagna. Die meisten Sorten (8) stammen aus der spätesten Zeit, d. i. 292 bis 305 n. Chr. Vgl. mein Repert. steierm. Münzk. II, S. 1 bis 140.

nach Tarraco), fisika Pompeiana und quae custodit hortum, Pompeiana sacra, auch den Äneas als Veneris et Anchisae filium (zu Pompeii), als vera felix (zu Gabii), Jovia (Capua), diva Paphon sortita (Philippi), pudica (Rom), im cisalpinischen Gallien als augusta, caelestis (zu Pola), victrix (zu Padua uisu iussa), im Eiffelthal bei Pelm als Calva dea, in den Gebieten Rhaetia, Noricum, Pannonia, Dacia 2c. an mehr als 20 Stellen, mitunter als augusta, Iria, magistra, Pelasgia, Parthica augusta, victrix und victrix augusta, so scheint es allerdings, speciell in Steiermark, Kärnten, Krain sei eine Venusvotivschrift bisher nicht nachgewiesen. Wohl aber lässt sich zu den nicht wenigen Münzen mit Venus-Type und -Inschrift noch eine Bronzestatuette aus Radkersburg stellen (vielleicht wie jene von Enns), dazu die Venusschale aus Westerdorf im Münchener Antiquarium, allenfalls an den Eigennamen Capitonia Veneria (zu Weiz), Avetonia Veneria (zu Salzburg) erinnern und aus nächster Nähe Beweis führen, dass den Alpenländern insgesammt steinschriftliche Widmungen an Venus nicht vollends fremd sind. Zu Steinamanger stellten ein solches Votiv Daph(i)nus von der savarischen Colonie mit Gaius Candidatus, ein anderes Eburus der victrix augusta wegen Traumbefehles,[1]) um nicht herbeizuziehen die Venus augusta (verehrt zu Civil-Sisseк durch den kaiserlichen Tabular Augustinus) oder die Venus victrix (verehrt durch den Decurio von Aquileia P. Vettius Decumanus).[2]) Zu Petronell aber fand sich im Jahre 1845 ausdrücklich die Widmung VENERi SACrum, etwa für das Heil der Statalia von einem Marcus Te(tius?) infolge Gelübdes.[3]) Wäre es doch möglich, es habe einmal eine von den

---

[1]) Beide im Budapester Museum, c. i. l. V 835, 836, 4152, 4167; 3964. Gregorutti 767.

[2]) Ähnlich der Venus augusta durch die Vetilia Potens, Lucius' Tochter, zur Erinnerung an ihre Tochter Calvia Bassilia (zu Aquileia 836); ebenderselben die Statue durch Popillia Marcellina, des Lucius Tochter, die Ornamente dazu durch deren Mutter Attia (zu Monastero 835). Vgl. die kleine Ara aus Veroneser Marmor mit Veneri aug. sacr., dann das Venusrelief, den Venuskopf des Aquileier Museums (Mittheil. d. k. k. Centr.-Comm. 1893, Bd. XIX, S. 59, Nr. 28, S. 152, 154).

[3]) c. i. l. 444; jetzt im Wiener Hofmuseum 4446. Noch besitzen die kais. Sammlungen die lebensgroße Marmorstatue der Venus aus Aquileia, eine Wiederholung der Amymone, eine Venusbronze aus Dalmatien, einen Venuskopf und manches nach Fundort nicht bezeichnete Venusplasticum (Sackenkenner, Katalog 27, Nr. 26, 149 u. a. Jahn in Gerhards Arch.-Anz. 1854, 453). Warum sollte nicht eines oder das andere Stück aus dem Stadtgebiete von Solva wie Carnuntum sein?

weder in Unter- noch Mittel- und Obersteier seltenen Venusmünzen oder eine Bronzestatuette, ein Thongefäß, eine Steinschrift (gefunden in dem ohnehin als verhältnismäßig fundreich bezeichneten Bach- und Hügelgebiete) einem adeligen Grundbesitzer Anlass zur Benamsung seiner Garten- und Aussichtsstelle gegeben.

Gegenwärtig liegt dieser Venustempel oder Venushof gerade in der Linie Universitätsmittelbau (Halbärtgasse) und Hilmteichwarte, also auf der etwa zweiten Hügelterrasse hinter dem Bibliotheksbau, der Zukunftgasse, Liebiggasse, hinter dem Mozarthof zwischen der Schubertstraße, Heinrichstraße und zwar in der aus Lusthausgasse erst 1894 umgetauften Hartenaugasse (mit den Nummern 3 bis 36). Das schlösschenartige „Stöckel" ziemlich versteckten Zuganges, drei Stockwerke mit Mansardenaufsatz, vier und fünf Pilaster mit römischer Kopfzier zeigend, Zeit nach 1680, in der Westfront eine Nische mit der schwarzen Madonna enthaltend,[1]) schaut auf den Universitätsbau und auch auf den botanischen Garten hinaus.

Die heutige Hausnummer[2]) ist 3, 5; die vorhergehende (1871) 1049, 1050; zur Zeit Schreiners (1843) 796, 797, als die für Graz wahrzeichnenden „Milchmariandeln" (jetzt chemisches Institut, Südwest-Gartenflanke[3])) die Nummern 791 bis 793 hatten.

Das Kienreich'sche Häuserschema von Graz 1838 zeigt auf S. 77 und 78 als Besitzer der beiden Häuser 796, 797 neu (alt 663, 664) Dr. Anton Haas, benachbart Franz Freiherrn von Sacken (neu 795, alt 666), alle drei im Dominium Rosenegg; sonst fast alles in der Seufzerallee, Harrachgasse, dem Großen Glacis, der Zinzendorfgasse, Brunngasse, Leechgasse, außerdem auch in der St. Leonhardgasse (Erzherzog Johanns Ansitz, mit Magistrat u. a.), in Leonhard selbst, auf der Ries, in der Kutscherwirtgasse, auf dem Schanzlgrund, im Viertel Geydorf, im Dominium Commende Leech.

Der Stahlstich nach K. Kreuzer zeigt in des Bildes Mitte auf einer Hügelhöhe den thurmartigen Aufbau, näher zu St. Leonhard als Maria

---

[1]) Eine schwarze Madonna, stehend auf einem liegenden Türken, Statue, befindet sich seit circa 1683 in der benachbarten Heinrichstraße am Eckhause Nr. 37.

[2]) Besitzer: Kipping Julie, Förster Anna, Greiner Anna, Rieger Louise, Hittorf Rosa, Graf v. Fanny. Catastralgemeinde Geydorf, Grundbuch-Einlagezahl 184, Pfarre St. Leonhard.

[3]) Vgl. das Stahlstichbild Schreiners III, auch S. 265.

Trost. Polsterer (1827) rechnet kartographisch den Hügel zwischen Leechkirche und Rosenhain eigentlich zu Geydorf; Feldwege führen von St. Leonhard herüber; der Text S. 150 bis 154 gibt aber die Einreihung zur Vorstadt Leonhard (das Viertel hat 632 Nummern für 193 Häuser).

Wenn im Jahre 1813 die mit 796, 797 (in der Vorstadt Jakominigraben) bezeichneten Häuser geführt haben sollen die alte Numeration 332 (Grundherrschaft Rosenthal, Besitzer Josef Kracher) und 333 (Grundherrschaft Landschaft, Besitzer Konrad von Uxem), in der Lusthausgasse die Häuser 663, 664 die alte Numeration 192, 193 (Grundherrschaft Rosenegg, Besitzer Josef Fridl), speciell in der „Seifzerallee" die Hausbesitzer M. Anna Praunecker (in Nr. 144), Franz Sausеng, Taglöhner (Nr. 145), Lorenz Degen, Tischler (Nr. 146), Georg Windisch, Keuschler (Nr. 147), sämmtlich im Jahre 1785 und unter der Grundherrschaft Leech,[1]) erscheinen, so müssen wir zunächst bedauern, dass nicht Besitzerdaten zusammenhangender und aus älterer Zeit vorliegen, insbesondere dass nicht Deyerlspergs „Generalbeschreibung" von Graz (1728, Landesarchiv, Handschr. 1159) die Vorstädte und unser Gebiet betrifft. Immerhin ersehen wir, ohne auf die durch Kindermann (S. 617) angegebene „Gemeinde Venisbuch im Werbbezirke Leech-Commende" zu achten, dass auf den Gründen seitlich der Seufzerallee bis ins Stiftingthal die Deutschordenscommende am Leech vorwiegend als Jurisdictionsherrschaft zu walten hatte.

Auf den ältesten urkundlich genannten Stellen der steierischen Hauptstadt befinden wir uns gerade hier. Denn wenn nach dunklen Römer- und Frühmittelalterzeiten der Neuort, um die jetzige Domkirche gruppiert seit dem 11. Jahrhundert, als gracz, grace, graece urbs auftritt (um 1128, 1136, 1164), so steht schon draußen auf dem sonnenhellen Hügel vor den Rainterrassen, die sich über dem städtischen Alluvium und Diluvium sehr sachte um etwa 375 Fuß noch erheben zum Tertiärschotter des Rosenberges,[2]) das wahrscheinlich romanische Kunigundenkirchlein „in colle, auf dem lê",[3]) vermuthlich

---

[1]) Entsprechend anno 1838: 659 bis 662 alt gleich 791 bis 794 neu.

[2]) Zollikofer-Gobanz, Höhenkarte, Nr. 1421, 831.

[3]) Auf dem lê schlösse wohl das „in der Nähe fließende Bächlein, einst der Leech genannt" aus (Polsterer S. 152, Schreiner S. 275), insofern das eine Übersetzung des in colle wäre. Der Wallseeische Weiher lag an dem lee (1351, 1359).

einem heidnischen Grabaufschutt. Es sind das die Zeiten um 1202, 1224 bis 1233. Dazumal war alles Terrain zwischen dem (nachmaligen) Burgthor und dem Leechhügel unverbaut, höchst ungleich, leitenartig abfallend, tief eingeschnitten gegen die Bachufer, und um den (heutigen) Geydorfplatz und die Heinrichstraße vertheilten sich einzelne Häuschen zu einem außerstädtischen Dörfchen, geheißen Guntarn, bekannt seit 1185, beiläufig gleichzeitig der Domkirche. [1]) Zwischen diesen Grenzen zunächst nun lag wohl der Grundbesitz von 28 areis ante (dictam) civitatem Pairische Gretz, welche der Deutsche Ritterorden für seine „Commende

Schmeller in seinem Bayerischen Wörterbuch (II, 1828, S. 460 unter Lôh) schreibt: „Ob der ‚Lä' (Lâ) ein Sumpf ist oder ein Bach, weiß ich nicht. So gibt es auch ein Lôh (Lou) bei Dietramsz'll, ein anderes mit römischen Mosaikböden bey Taferting an der Alz. Wie verschiedenen Ursprungs übrigens das vorige und dieses Lôh seyn mögen, so können sie immerhin nach der Hand etwa unter dem Begriff eines unbebaut liegenden Grundes (cfr. schott. lea, agf. leeg, Lehde) miteinander vermengt worden sein. Wirklich werden im b. Unterlande auch solche Grasplätze, die an Abhängen und also ganz trocken liegen und nur als einmähdige Feldwiesen benützt werden können, Lougn genannt." Weiter oben zieht er zum Vergleich das isländische lâ = Wasser, jaralâ = Sumpfwasser mit Eisenerzlösung heran. An anderer Stelle (ebenda S. 422): „Ein Lech (Léch) ist beim gemeinen Volke Augsburgs nicht bloß jeder der verschiedenen Canäle, die aus dem Lech durch die Stadt geleitet sind, sondern es nennt selbst jeden anderen Fluss, in der Nähe z. B. die Wertach, einen Lech. Es gibt Lech- und Wuhrmeister. „Sollte der alte Licus mit dem isländischen laekr = Bach, vom Ablautverb leka = rinnen, zusammengehalten werden dürfen? In Steiermark haben wir wohl noch einen Lechenbach bei Gleichenberg, einen bei Reichenau. Der „Lewer" zielt deutlicher nach dem „Aufwurf", „Hügel", worüber Schmeller ebenda S. 528; man hat bei Geiselburlach drei Hügel (nach Grabantiquitäten) untersucht und mit dem größten, welchen die Bauern den Leber oder Leberberg nannten, den Anfang gemacht. Mit Lebern = Grenzhügeln werden in Österreich die Fluren eingefangen. Die Aussprache dieses e ist so hell wie in Leech, Leechkirche, Leechgasse, Leechwald — lauter Stellen im Fundgebiete.

[1]) Dieses ländliche Ansehen zeigt die Florentiner Freske von 1565/66 zuerst. Die Wiese vor der Leechkirche war das soldatische Exercierfeld vor 1770 und bis zu v. Franks Stadtpark-Gründung. Nach der Florentiner Freske gibt die Leechkirche und Hintergrund zuerst zu sehen der Hollar'sche Kupferstich 1635 (siehe Zahns Stiria illustrata, S. 159, 163, 169), alsdann A. Trost 1695, wonach erst wieder die Bilder unseres Jahrhunderts, hinsichtlich der Häuser Venustempel Baron Sacken, Deyerkauf in Betracht kommen. Wir citieren nach der ältesten Sonderansicht Leechkirche 1680 (S. 286, Nr. 1728/4 f) die Bilder um 1825 (S. 169, Nr. 1095/4, Zeichner Fr. Denzel, Stecher F. Wolf; Nr. 1096/5, Goldhan und Juny), um 1830 (S. 301, Nr. 1807/7, Venustempel, Nadellithographie F. J. Kaisers, alsdann 1101/10), danach K. Kreuzers um 1835, jenes vor 1839 (1111/20), seit circa 1840 Kuraffegg u. a.

am Leech" verliehen erhielt durch Herzog Friedrich von Babenberg, ddo. 1233, 28. October, Erdberg bei Wien. [1]) Noch vor dem Kirchenneubau (gothisch, um 1275 und danach) standen in der nordwestseitlichen Gegend ein Haus des Otacar de Graetz und eine Villa Geudorf (1254); vom folgenden Jahre ab erfahren wir einiges über das Guntarn am Rosenbergfuß bis herüber zu dem Weiher „an den lêe" oder Wallsee-Weiher mit dem Ansitz davor (heute Brandhofgasse zwischen Nr. 2—12, noch um 1845 bestehend). Etwa 40 Jahre nach Übernahme der Chunegundis-Kirche war man an den Neubau derselben gegangen, und es ist wohl möglich, dass gleichzeitig das Haus für den Stiftsgeistlichen, seine Helfer und den Küster aufgerichtet wurde (nun Zinzendorfgasse, heute Nr. 3). Nothwendig schien es vollends, seitdem im Jahre 1278, wie man gewöhnlich annimmt, drei Jahre nach Kirchbauschluss Kaiser Rudolf von Habsburg mit Urkunde vom 14. März den Grund zu einer ersten „freien Schule" in Steiermark (libera scholasteria) unter Leitung der Deutschordensritter legte. Will man klar sehen, so muss man zunächst bestätigen, dass vor Rudolf von Habsburg weder eine städtische noch eine pfarrliche Schule in Graz existiert hat; was man in dieser Beziehung vorgebracht seit J. A. Cäsar, sind freundliche Voraussetzungen, nicht eine Urkunde, da doch der erste Pfarrer für Graz schon 1188 genannt ist. Ferner wird man es für tauglich erachten, dass die mit so viel höchstem Privileg ausgestattete Freischul-Stiftung, welche man mit der Wiener St. Stephan-Schule verglichen hat, schon vom Anfange her nicht draußen am Leechhügel neben dem Dorfe (Guntarn) mit so schlechten Terrainverhältnissen an siebenthalbhundert Schritte von der Burg etabliert war, sondern in der Stadt, auf die sie ja hauptsächlich abgesehen war, möglichst nahe bei der Burg (Schlossberg zuerst genannt 1164), Domkirche (1174), Pfarre (1211), Münze (1222), vielleicht auf Gründen, zu welchen man später das Sporgasse-Eckhaus, das sogenannte Deutsche Haus (Nr. 62 im Jahre 1798, 79 im Jahre 1827), hinzugekauft hat. Dieser Ankauf und Anbau liegt allerdings sehr nahe unseren Zeiten, 1690, und geschah durch den Deutschen Ordenscomthur Seyfried Grafen von Saurau. Die Deutsche Ordenscommende am Leech hatte dort ihre Ordenskanzlei, die Wohnräume ihrer Beamten. Wie viel davon aber Anbau sei am früheren Hausbesitz, lässt sich heute ebensowenig nachweisen als irgendetwas an Statuten, Hausordnung, Personalstand, Vorleseverzeichnis, Schülermatriken oder an geschriebener,

[1]) Zahn, Urkundenb. II, S. 404, Nr. 303.

nachmals gedruckter wissenschaftlicher Literatur dieser ersten Freischule der Deutschen Ordenscommende am Leech.[1]) Folglich höbe sich eine nachmalige Übersiedelung der Ordensschule nach der Stadt, in die Nähe der St. Ägydi-Pfarrkirche von selbst auf, zumal auch 1445 Kaiser Friedrich das „vom Alter hergekommene Recht" des Asyls gerade dem Deutschen Ordenshause in der Stadt zuspricht. Welche Classen der Freischule — ob vielleicht nur das sogenannte Trivium mit Grammatik, Dialektik, Rhetorik oder gar nur eine unterste Vorschule mit Lesen, Rechnen, Schreiben allenfalls außerhalb der Stadtzäune geblieben — um das Jahr 1498 gänzlich aufgehoben worden seien, unter Hochmeister Herzog Friedrich von Sachsen und Commendator Andreä Moshammer, ist weder zeitlich noch inhaltlich je festgestellt worden. Übrigens hat das Comthurhaus sogar bis 1685 bestanden, an anderer Stelle als das jetzige Beneficiatenhaus mit der Asyl-Inschrift von 1583 (vormals über einem „klein gemauerten Bogen vor dem alten Gebäude" innerhalb eines bezäunten Viereckes, noch 1782). Wäre die Freischule gar „erst um den Anfang des 16. Jahrhunderts in die Stadt versetzt und an die Pfarre bei St. Ägyden übertragen worden" (Schreiner, S. 275), so schiene allerdings der räumliche Anschluss an eine Staatsschule zeitlich näher gerückt, an die Jesuitenschule von 1573, endlich an die Staatsuniversität von 1586.[2])

Dass in oder nächst den Grundstücken des Deutschen Ordens, desselben, welcher der Grazer Universität eine erste Vorstufe gegeben, die zwei altrömischen Grabsteine des Burgstiegenhauses gefunden seien, haben wir wahrscheinlich zu machen gesucht. Mindestens die Grundherrschaft der Commende am Leech wird über das Hügelgelände, worauf der Venushof erstanden, gereicht haben und das in einer Zeit, lange ehevor das nahebeigelegene St. Leonhard als Pfarre genannt ist (1433). Wir haben nur die Bodenergiebigkeit dieses Terrains für den Antiquar noch besonders stark zu beweisen. Nach dem Türkensturm von 1480 gab es genug Restauration an Herrensitzen und Bauernhöfen um Rosenberg bis Maria Trost. Der große Grabstein des L. Cantius Secundus, gesetzt für sich, für Cantia Bonia, Tochter des

---

[1]) Krones, Gesch. d. K.-F.-Universität in Graz, 1886, S. 216, am Lê (Leech), Note 2 u. 4; derselbe in den Mittheil. d. histor. Vereines f. Steierm. Bd. 34 (1886), Supplbd. S. 5, 13, 23, Note 9 und 10 mit Bezug auf Diplom. Cäsar, Muchar, Peinlich. Schreiner, Gratz, S. 24; Haus-Nr. 94 alt.

[2]) Vermuthlich erst bei der Ankunft der Jesuiten allhier wieder eingegangen. Kindermann, S. 215.

Junius, seine Gemahlin, und dann für Cantia Boniata, Tochter des Lucius, mit dem Frontispize: Medusakopf, geflügelt, seitlich je ein Delphin, mit den drei Büsten, zwei kindlichen Ganzgestalten mit Kugeln und Taube, einem Säulenpaar zur Seite, zehn Rosetten, drei Medaillonrahmen, breit 113 *cm*, hoch 308 *cm*, dick 29 bis 30 *cm*, ist der größte aller altrömischen Grabsteine in Steiermark nach dem sogenannten Pranger in Pettau.[1]) Dieses Denkmal, gerade der Reliefs wegen im Vergleich zu den zwei Burgsteinen wichtig, war bis 1818 in der Kirchenwand zu St. Leonhard untergebracht, mindestens seit Apians Zeiten (407, 4). Offenbar hatte man es in nächster Umgebung gefunden, vielleicht gerade an den Rosenbergterrassen und bei „den mehreren Stellen" mit „Römermünzen".

Was nun das Alter dieses Leonharder Steines sowohl als der beiden des Burgstiegenhauses betrifft, so möchte im stilistischen Aufbaue, in der Verwendung von Frontispiz mit Seitenfiguren, Bandornament, Säulen, insbesondere von Menschenbüsten manches Moment der Gleichzeitigkeit liegen, aber in Schrift- und Namenwesen rücken sie doch auseinander. Vielleicht, dass der Belatull-Stein mit den meisten Keltennamen, der wenigst schönen Schrift, dem flachsten Relief der älteste ist, der Duronius-Stein mit den meist latinisierten Namen, der schönen Schrift, dem starken Relief, den stark hervorgearbeiteten, auch nicht sehr steifen Büsten der jüngste; der Leonharder wäre demnach

---

[1]) Welchen Boissard bemisst mit 24 Fuß Höhe, 8 Breite, 2 Dicke; c. i. l. 4069. Der Stein von St. Leonhard, c. i. l. 5437 bis 5438, abgebildet bei Muchar I, Taf. 4 zu I, S. 396: „eines der größten, wohlerhaltensten und schönsten Römermonumente". In Boissard (1007) als erstes Blatt. Grecii. Georg Hirsch, Assistent für Geologie und Mineralogie an der technischen Hochschule in Graz, berechnet den Kubikinhalt des Leonharder Grabsteines aus H 3·085, B 1·175, D 0·300 auf 1·08746 m^3, ohne Rücksicht auf die Sculpturen, das specifische Gewicht D auf 2·701, das Gewicht also auf 2937 *kg*. Das Gestein, reiner Marmor, sehr grobkörnig, schwach bläulichweiß, ist aus der näheren Umgebung von Graz nicht bekannt; es stimmt in seinem ganzen Habitus nicht mit jenem aus der Kainacher und Sallaer Gegend, am wenigsten mit jenem aus den Römerbrüchen im Oswaldgraben. Eine etwas größere Ähnlichkeit zeigt es mit Stücken, welche vom Bachergebirge stammen, ohne jedoch mit den bekannten völlig übereinzustimmen. Der Antiquar fragt natürlich, wo der antike Bruch des imposanten Leonharder Steines sei, und ob nicht die beiden Burg-Grabsteine aus demselben Steinbruche, näher oder ferner von Graz, stammen. Der Stein zu St. Martin am Bachern des Aurelius Landinon mit dem Orpheus-Relief ist hoch 20¼ Zoll (56 *cm*), breit 28 Zoll (33·8 *cm*) laut Knabl. Muchar I, Taf. VII. Mittheil. d. histor. Vereines f. Steierm. IV, 217, c. i. l. 5292.

zwischeninnen. In Consequenz unserer früheren Zeitbestimmung stellen wir, die zwei ersten Kaiserjahrhunderte ausschließend, vermuthungsweise die Burgsteine in die Zeit nach 200 n. Chr., die Grenze etwa setzend mit Kaiser Constantius II. (323 bis 361).[1])

Diese beiden Grabsteine nun, mit dem Leonharder den ältesten anreihbar, die man für die steierische Landeshauptstadt überhaupt kennt, hat Se. Majestät Kaiser Franz Josef der Grazer Universität zum Geschenk gemacht[2]) als Lehrmittel für den archäologischen Unterricht und für die Sammlungen des archäologischen Museums der Reichsanstalt.

Zu diesen Erinnerungsmalen des Todes spendete dieselbe Hand aber auch ein Kunsterzeugnis zum freundlichen Hausleben der Römer, nämlich einen farbenreichen Mosaikboden aus dem Leibnitzer Felde.[3]) Derselbe war gewonnen worden durch die Geldmittel, welche der Kaiser seit dem Jahre 1876 in zweien Abfolgen zum Zwecke archäologischer Grabungen in den Gebieten von Solva und Teurnia dem Schreiber dieser Zeilen verliehen hatte, über welche Arbeiten in den Schriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien[4]) Bericht erstattet ist.

Durch die Größe des Erhaltenen nicht nur, sondern auch durch den Reichthum der Figuration, durch das geschmackvolle Vermeiden ständiger, starrer geometrischer Motive, wie sie am häufigsten wiederkehren, durch die verständige Anwendung organischer Formen dürfte dieser Mosaikboden mindestens alle bisher in der Steiermark bekannt gewordenen übertreffen. Kennt man doch ganz erfreuliche Musterungen aus Cilli, deren ältest nachgewiesene aus dem Jahre 1572 (Schüttgasse, Haus Gaitsberg oder Gaißberg) stammt; spätere stammen aus den Häusern Perko, Dereani-Liningen, Novak u. a., größte Fläche

---

[1]) Ein Titius Belatullus mit Crixsius Adnamatus u. a. zur Zeit des Cons. Africanus, 236 n. Chr. in Kastel bei Mainz: bei Wilmanns, Expl. II, 125, Nr. 2278 aus Brambach I, 1336 und Orelli 4983.

[2]) Laut a. h. Erlasses vom 11. Juni 1876; Erlass d. Minist. f. Cultus und Unterricht 1890, 14. August, Z. 15563; Erlass d. steierm. Statthalterei 1890, 28. August, Z. 19216.

[3]) Bei Entgegennahme des „Berichtes über die Grabungen in Solva und Teurnia" als Geschenk für den Hauptbau der Universität laut Mittheilung der a. h. Cabinetskanzlei 1879, 7. Febr., Z. 326. Die steierm. Statthalterei veranlasst das Geeignete nach zeitlicher Unterbringung im Burggebäude 1879, 17. Febr., Z. 444.

[4]) Sitzungsb. der k. Akad. d. Wiss. Wien, phil.-hist. Classe, Bd. 91, 1878, S. 613 bis 658.

bis 22·5 m^2, Zeit um Vespasianus bis Galerius (69 bis 311 n. Chr.), dann aus St. Peter bei Cilli, Großflorian, Haidin (nächst der Kirche), Hartberg, Labuttendorf (am Groggernfelde), Oswaldgraben (wo zumeist die würfelförmige Erzeugung), Penzendorf, Pettau, Reznei, Tüffer, Windenau bei Marburg. Ohne Zweifel war das kunstmäßig Wichtigste zu Cilli und Pettau aufgeboten, und es ist eine freilich durch die städtische Entwicklung mitbedingte Laune des Geschickes, dass die reichere Quelle Minderes bot, die mindere Reicheres. Der Boden bei Leibnitz mag an genug (nicht genau berichteten) Stellen musivische Reste bergen, am bekanntesten sind in dieser Beziehung die Gründe von Landscha (Amtmann Schwab, von 1818 zurück), Leitring (von 1848 zurück, eine Würfelung mit Rahmen), Wagna, zu welch letzterem Dorfe die fundreichen Äcker von Eggartmüller, Kögelpauer, Liebmann, Pichler, Thorschneider zählen. Die Landscha-Brücke über die Mur ist nun zunächst die ostseitliche Marke für jene Römervilla, aus deren Gemächern unser Mosaikboden gehoben ist. Auf dem Ulrichgrunde, rechtsseitlich von der aus Leibnitz führenden Straße, vor der Brücke, in kühlender Flussnähe, mit dem Ausblicke auf die von westseitlichen Wald- und Weinbergen begrenzte Ebene stand das Landhaus des Romanen, der seinen Jupiter und seine Juno verehrte und einigem kunstmäßigen Hausgeräth nicht abhold war. Innerhalb eines Gewändes auf der Grundfläche von beiläufig 715 m^2 war in der Mitte der Nordseite ein rechteckiger Raum eingebaut, länger in der Richtung Nord-Süd, der als ein bedecktes Atrium angesprochen werden kann. Hier war der musivische Fußboden eingelassen; wir bemerken vorweg, dass der centrale Adler seinen Kopf nach Nord gerichtet hatte (Richtung gegen den angeblich Gessacus genannten Hauptberg), dass je ein Vasenpaar in den Winkeln gegen Ost (flusswärts) und West (stadtwärts) sich befand, endlich dass die rein geometrische Musterung (Oblongum mit Würfelung, lang 1·6 m) den südlichsten Schluss bildete. Die Wände waren theils himmelblau bemalt, theils mit anderen Tönen ausgestattet, wie denn in den anstoßenden Räumen mehrere Figurationen ausgehoben werden konnten. Es genüge, davon zu bemerken: Braunroth mit Randlinien; Gelb (Ocker) neben Feuerroth, neben Grauroth, darin Scheibchen Weiß und Blau; grüne Bogenführungen in Weiß mit rothem Bande; Grau mit weißen Großblumen, diese rothgefüllt; Graublau mit Weiß-Streifen; Grauroth mit weißen Tupfenreihen, dasselbe mit Feuerroth; Roth mit Weißgrau in großen Bogenführungen; Roth feurig über drei Reihen weißgelber Punkte, darüber hinaus grüne Blätter; endlich Weiß mit

grünen Streifen oder anstoßend an Grün und Roth. Durch die so und ähnlich bemalten Wände führten zwei Eingänge in das Atrium, jedoch nur von Ost her, der Flussseite; war aber dieser Mittelraum nicht überhöht, so gab eigentlich kein Fenster die unmittelbare Aussicht ins Freie, höchstens vielleicht im Nord.

Auf einer Untermauer von etwa 30 *cm* Mächtigkeit war nun der musivische Prachtboden aufgebettet. Nicht in der ganzen Erstreckung ist er erhalten geblieben; denn wie oft sind Pflug und Gespann und Säemann, Mähder, Schnitter darüber gegangen seit 16 Jahrhunderten, über die Decke von nicht einmal dem halben Meter durchweg! Aber ursprünglich muss das Paviment wohl lang gewesen sein, also in der Linie Süd-Nord erstreckt, 7·20 *m*, breit 5·90 bis 6 *m*, geflächt demnach bis an 43·20 m^2, mithin beinahe doppelt so groß als das bis dahin größte Cillier Pavimentum (mit 22·5). Dennoch ist ja derlei keine so bedeutende Fläche heutigen Erzeugnissen gegenüber! Die Hauptmotive der Figuration sind in den Akademieschriften wiedergegeben auf einer farbigen Tafel durch die k. k. Hof-Chromolithographie von Anton Hartinger und Sohn in Wien (gestürzt, der drei besterhaltenen Vögel halber) und durch eine halbwegs dem Farbenreichthum nachstrebende wörtliche Schilderung, der wir hier folgen. Die Haupttheile sind: die Frieseinfassung, das Vasen- und Guirlandenwerk aus den vier Ecken, die concentrischen Mittelkreise, dazu ein Anhang in Süd. Im innersten Kreise steht der Adler, linkssehend, umkränzt (Schwarzgrünlich in Weiß), nicht unähnlich der Frontispizfigur mancher Grabsteine in Pettau, des Bonion zu Leibnitz, unseres Belatull zu Graz, des Menelas zu Adriach. Darauf folgt nach auswärts ein Knoten- oder Schlingenkreis (Röthlich und Grau), dann ein Kreisband von Schnecken- oder Kettenornament (Einrahmung Rothgelblich auf Weiß), ferner vier Reihen Kreise mit Dreiecken bestellt (Schwarz in Weiß), endlich die Umfassung mittelst eines Rundbandes mit Bogeneinwindungen (Schwarz, Roth, Weiß), ähnlich der Kreiswindung auf dem Betuscus-Steine zu Pettau. Jetzt zieht den vergleichenden Beschauer der Zierat an, welcher in jede der vier Ecken hineingedacht ist. Da steht eine Vase, zweihenkelig, mit gegliedertem schmalen Fuße, erinnernd an das geschwungene Gefäß im Mittelfelde des Cillier Mosaikbodens Dereani sammt den vier kleineren Trabanten (wir bewundern dort überhaupt die unpedantische, freie Abfolge der Einfälle, die nur ein modern „verlehrter" Erklärer nicht bemerkt). Unsere Vasen mit einfachem Henkel sind mehrfarbig gestreift, daraus und darin Blumenstab, Nester,

Rauten, Blätter mit äußerst zierlichen, frei variierenden Gewinden und Ausläufern (Grau, Gelb, theils Roth). Auf und zwischen diesen erscheint deutlich der Storch (schwarz, Schnabel und Füße roth), hoch 5·7 *cm*, hart an dem Grenzrande des in der Südwestecke vorgefundenen Bodentheiles. Hier sowohl als an der entsprechenden Südostecke war der Boden aufgequollen, höher gestellt um 10 bis 15 *cm*. Der Vasenoberrand mit dem auslaufenden Gewinde bot sich da besonders gut sichtbar. In dem Viertel gegen die Nordwestecke steht ein Vogel mit Kopffeder gegenüber einem Salamander; jenseits der Vase, in deren Gewinde ein Vogelnest haftet, langt ein buntgestreifter Vogel mit abgebogenem Halse etwa nach einem Schmetterlinge; zwei Vögel mit niedrigeren Füßen, grünem Halse und Kopfe erscheinen innerhalb der Guirlanden. Längs der Ost- und Südwand ist eine Thiergestalt, außer in dem Vasenstabneste, nicht ersichtlich. Der Rand des ganzen Quadrates ist hinter den mehrfachen Endstreifen (dem Fries) ausgelegt mit allerleiförmigen Musterungen in Bogen, gekoppelten Bogen, Sternen (ähnlich Cilli, Haus Novak), Rauten, Thierköpfen en face, peltaförmigen Schilden, Sträußchen u. dgl., welche auf der Ost- und Westseite zwischen den Eckstücken von einer geschuppten Bordur abgelöst zu werden scheinen.

Die farbigen Steinchen (blau, braun, gelb, grau, roth, schwarz, weiß) sind für die geometrischen Partien größer, keineswegs quadratisch in allen Theilen, auch rhombisch, selbst dreiseitig, jene für die Figurationen kleiner; der Marmor und Sandstein scheinen mehrentheils aus den Brüchen und Bachbetten der Umgebung genommen.[1])

Wollte man auch in diesem besseren ländlichen Wohnhause eines Städters die Frage nach dem Zeitalter aufwerfen, so geben, abgesehen von den Bronzeplastiken, wohl wie immer die Gelder einigermaßen verläßliche Auskunft. Von Vespasian bis Constantius II. reichende Findlinge in Haus und Nachbarschaft setzen zwar nicht unwidersprechlich

[1]) Für den Vergleich mit den Mosaikböden von Altofen (Werftinsel), Aquileia, Barcola bei Miramar, Capranoberg und Salona, Köln, Monastero, Kreuznach, Parenzo, St. Peter im Holz, Petronell, Pola, Salzburg (Michaelplatz), Siebenbürgen (Iliadenmotiv), Spalato, Yvonand am Neuenburger See, Wels, Weingart, Villesse, Zollfeld ꝛc. findet sich Lit. a. a. O. S. 626 und in den Mittheil. d. k. k. Centr.-Comm. XIX, 1893 und zurück 1891, 137 (mit 22·5 m^2), 125; 1892, 2; 1890, 85 und zurück. Overbeck-Mau, Pompeii, 1884, S. 663, 611, 612; Presuhn 1879; Roux, Pompéi et Herculanum, Hamburg 1841, Bd. IV. Zahn, Blatt 56, 79, 96, 99.

den Bestand der Villa bis in die Flavierzeit, doch dürfte der Bau wohl zwischen 73 frühestens und 361 n. Chr. gut bewirtschaftet bestanden haben, um 217 n. Chr. etwa errichtet und bis um das letztgenannte Jahr öfter erneuert und verbessert. Daraus ließe sich zunächst folgern, der schöne Leitringer Mosaikboden stamme aus der besten Mittelzeit des Römerthums in den Alpenländern und sei älter denn die beiden als letzte in der Grazer Burg vorfindigen Römergrabsteine.

Ein erlauchter Enkel des kunst- und waffensinnigen Kaisers Maximilian hat als echt kaiserliche Geschenke drei Denkmale des grauen Alterthums übergeben der in seiner Regierungszeit vervollständigten und baulich vom Grund aus neu untergebrachten Hochschule; eines dieser Denkmale wurde ausgegraben neben Aschen-, Bein- und Glasresten und Münzen apud Leybnicum, auch länger reponiert in der Burg zu Graz, die anderen zwei wurden höchst wahrscheinlich auf Gründen der Herrschaft des (durch Rudolf von Habsburg mit ersten Freischulrechten ausgestatteten) Deutschmeister-Ordens gefunden, durch mehr als drei Jahrhunderte zunächst der alten Hochschule bewahrt in der Burg der Väter und endlich wieder der Findlingsstelle näher gebracht infolge der bleibenden Einfügung in die neue Heimstätte der zweitgrößten deutschen Hochschule des österreichischen Kaiserstaates.





Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

Die Theresianische Militär-Akademie zu Wiener-Neustadt und ihre Zöglinge von der Gründung der Anstalt bis auf unsere Tage. Von Johann Svoboda, Major und Gruppenvorstand im k. k. Ministerium für Landesvertheidigung. Mit 6 Tafeln in Heliogravure, 15 Tafeln in Lichtdruck, 19 Holzschnitten und einem Situationsplan. Zwei Bände. Selbstverlag des Verfassers, Wien 1894. gr. 4.

Das Jahr, in welchem durch einen Gnadenact unseres Kaisers der Name der Theresianischen Militär-Akademie zu Wiener-Neustadt auf immerwährende Zeiten wieder auflebte, konnte durch kein literarisches Denkmal schöner bezeichnet werden als durch die großangelegte, auf dem umfassendsten Quellenstudium beruhende, seit einem Menschenalter vorbereitete, durch Gliederung und Beherrschung des unermesslich reichen Stoffes wie durch Sachkenntnis, wohlthuende Wärme und volle Objectivität der Darstellung gleich ausgezeichnete Geschichte der berühmten Pflanzstätte unseres Officiersnachwuchses, der hohen Schule kriegswissenschaftlichen und patriotischen Geistes wie humaner Bildung überhaupt, aus welcher Generationen hindurch Männer des Schwertes und der Feder, Gelehrte und Künstler, Säulen des Staates und des Rathes, Heerführer und Helden hervorgegangen sind, deren Thaten und Wirken die Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie auf ihren ruhmvollsten Blättern verzeichnet. In zwei stattlichen Bänden Großquart von je 600 und mehr Seiten enthält Svobodas Werk, um dem Leser einen Begriff von dessen Ausdehnung zu geben, über 10.000 Biographien und Lebensdaten der Männer, welche an der Akademie als Directoren, Commandanten und Lehrer gewirkt haben oder als Zöglinge darin zu Officieren herangereift, als Söhne der „Neustädter Burg“ in die Reihen des Heeres getreten sind. Das für die Geschichte der Wiener-Neustädter Militär-Akademie grundlegende und epochemachende Werk ist die reife Frucht eines Menschenalters unendlicher Mühen, emsigster Durchforschung des überwältigenden Materiales und von Begeisterung für die große Aufgabe getragenen Strebens, welche den Enderfolg herbeizuführen vermochten. Wer konnte hiezu berufener sein als der Verfasser, welcher vor nahezu 30 Jahren, zur Zeit des Antrittes seiner Dienstleistung als

Adjutant der Akademie, sich schon mit dem Gedanken zu diesem Werke trug, seine auf authentischen Quellen beruhenden Aufzeichnungen der Schicksale der Neustädter Militär-Akademiker nach ihrem Austritte aus dem altehrwürdigen Hause bereits im Jahre 1870 der Öffentlichkeit übergab und dieser ersten biographischen Arbeit im Jahre 1873 eine historische Schilderung der „Neustädter Burg" mit einer gedrängten Übersicht der seit Umwandlung derselben in eine Militär-Bildungsanstalt daselbst vorgekommenen wichtigen, principiellen Änderungen im Lehr- und Erziehungswesen folgen ließ.

Auf solchen Grundlagen ließ sich weiterbauen. Ungeachtet der günstigen Aufnahme, welche Svobodas biographisches Werk „Die Zöglinge der Wiener-Neustädter Militär-Akademie" als ein „für die Personengeschichte der k. k. Armee der letzten 130 Jahre geradezu unentbehrliches Buch" (Wurzbach, „Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich", 41. Theil) auch erfahren hat, wusste der Verfasser besser als jeder andere, was seinem Werke noch zur Vollständigkeit fehlte. „Seither sind mehr denn zwei Decennien dahingegangen," heißt es im Vorworte, „eine stattliche Reihe von Ausmusterungen hat inzwischen stattgefunden, damals am Beginne der militärischen Laufbahn gestandene Zöglinge sind zu den höchsten militärischen Würden emporgestiegen, und eine nicht unbeträchtliche Anzahl hat an den im Süden der Monarchie stattgehabten Kämpfen theilgenommen. Unter solchen Umständen hätte eine einfache Ergänzung meiner früheren Arbeiten nicht ausgereicht, um dem in den weitesten Kreisen der gesammten bewaffneten Macht Österreich-Ungarns laut gewordenen Wunsche nach einem möglichst vollständigen Compendium der Theresianischen Militär-Akademie zu Wiener-Neustadt und ihrer Zöglinge gerecht zu werden."

Dies zur Entstehungsgeschichte des Werkes.

Nachdem der Verfasser durch ein halbes Menschenalter an den Materialien gesammelt, auf Grund der wohlwollenden Unterstützungen des k. und k. Reichs-Kriegs-Ministeriums alle ihm zugänglich gewordenen Quellen und Documente gewissenhaft benützt, die Lücken seiner ersten Arbeit ergänzt, die Widersprüche geklärt und behoben, ist es ihm gelungen, ein neues Ganzes zu schaffen und mit diesem achtunggebietenden Werke nicht nur den noch lebenden ehemaligen Zöglingen der Wiener-Neustädter Militär-Akademie ein „willkommenes Andenken an ihre frohen und glücklichen Jugendjahre zu bieten", sondern auch dem Geschichtsschreiber ein wertvolles Nachschlagebuch und bei der allgemeinen Wehrpflicht jedem gebildeten Leser überhaupt ein biographisches Werk an die Hand zu geben, welches in den Schilderungen des Lebens und der Thaten unserer Heerführer und Helden die Kriegsgeschichte Österreich-Ungarns von den Tagen der großen Kaiserin bis auf die Gegenwart in fast unübersehbarer Reihe farbenprächtiger, herzbewegender Bilder vorführt. Unvergänglicher Ruhm strahlt aus diesen Bildern auf die „Neustädter Burg" zurück, in welcher Patriotismus, Heldenmuth und Kriegstüchtigkeit allezeit ihre Heimstätte gefunden haben. Ob ihre Zöglinge zu den höchsten militärischen Würden aufgestiegen, ob sie noch in

blühender Jugend den Tod auf dem Felde der Ehre gefunden, ob sie in langer mühevoller Berufsarbeit ohne äußeres Ehrenzeichen, nur mit dem Bewusstsein treu erfüllter Soldatenpflicht in der Brust ihre Laufbahn beschlossen haben, sie alle zählten sich mit Stolz zu der einen großen Familie der „Neustädter“, durch das Band der Kameradschaft geeint im Leben und im Tode und über das Grab hinaus in den Annalen der Akademie als einer Ehrenhalle mit ihren Namen, Thaten und Schicksalen verzeichnet.

Die über 100 Seiten betragende Einleitung enthält nach der Würdigung der Akademie in der Vergangenheit und Gegenwart die mit archäologischen Details und sehr wertvollen Illustrationen ausgestattete Schilderung der Schicksale der alten „Babenberger Feste“ und der nachmaligen „Kaiserlichen Burg“, dann eine Übersicht sämmtlicher, seit Umwandlung derselben in eine Militär-Bildungsanstalt in dieser zur Geltung gelangten Erziehungsgrundsätze und Unterrichtsprincipien sowie der auf die organisatorische Fortentwicklung der Anstalt bezughabenden Maßnahmen bis auf den heutigen Tag.

In der Geschichte der Burg zu Wiener-Neustadt, deren Erbauung mit der Anlage der Wiener-Neustadt selbst zusammenfällt, leben die alten Babenberger von Herzog Leopold VI., dem Tugendhaften, bis auf Friedrich den Streitbaren, leben die Habsburgischen Herrscher von Kaiser Rudolf I. bis auf die Kaiserin Maria Theresia wieder auf, welche die Burg im Jahre 1751 ihrer dermaligen Bestimmung zugeführt hat. Welche Stürme sind im Laufe der Jahrhunderte über die alte Neustadt und ihre Burg dahingebraust, welche Schicksale und Wandlungen, deren Spuren das Mauerwerk noch bewahrt, hat sie erfahren, wie viele Fürsten haben darin die Huldigung ihrer getreuen Neustadt entgegengenommen, welch seltsame schlimme Gäste hat die Burg als Staatsgefangene dereinst in ihren Mauern beherbergt! Das Machtwort der großen Kaiserin verbannte all den bösen unheimlichen Spuk daraus, warf den Schleier über die Vergangenheit und weihte die Burg „armis et litteris“, zu einer Hochschule militärischer Bildung, kriegerischer Gesinnung und Tüchtigkeit. In höchst anschaulicher und erschöpfender Weise schildert der Verfasser die Schicksale der Akademie von ihrer Gründung bis auf unsere Tage, den Wandel und die Grundsätze in dem jeweilig herrschenden Erziehungs- und Unterrichtssystem, verfolgt er die organische Entwicklung der Anstalt unter dem Einflusse des Zeitgeistes, der großen Kriege, der Bedürfnisse, welche beim Heere sich geltend machten, kurz den Fortschritt, durch welchen die Neustädter Akademie unter der weisen Fürsorge der Herrscher, unter der zielbewussten, thatkräftigen Leitung ihrer Directoren und Commandanten bis auf den heutigen Tag sich auf der Höhe der Zeit behauptet hat. Alle auf die Gründung, Einrichtung und Entwicklung der Akademie bezugnehmenden allerhöchsten Befehle, Handschreiben, organisatorischen Vorschriften u. dgl. von Bedeutung werden in der Einleitung in übersichtlicher Folge behandelt und die Verdienste der zur Leitung der Anstalt berufenen Männer in beredter und überzeugender Darstellung geschildert. Diese „Einleitung“, an und für sich ein umfangreiches Werk, fasst in

abschließender Weise auf Grund der in den Archiven vorhandenen Acten und Documente sowie des reichsten Quellenmateriales die Geschichte der Theresianischen Militär-Akademie zu Wiener-Neustadt zu einem übersichtlich gegliederten, höchst anschaulichen und anmuthigen Gesammtbilde zusammen, durch welches unsere Militärliteratur eine wertvolle Bereicherung erfährt, wie denn aus Svobodas Werk das In- und Ausland sich über das militärische Unterrichtswesen Österreich-Ungarns erschöpfende Belehrung holen kann.

Der „Einleitung" folgt der biographische Theil „Die Zöglinge der Theresianischen Militär-Akademie von der Gründung der Anstalt bis auf unsere Tage", nach den Ausmusterungsjahren alphabetisch geordnet. Die Biographien enthalten nebst dem Geburtsdatum, der Zeit des Ein- und Austrittes eine ausführliche Beschreibung der Dienste und Verdienste sowie eine Schilderung der Schicksale des Betreffenden bis an sein Lebensende, beziehungsweise bis auf den heutigen Tag in dem Umfange, als dies überhaupt zu erheben möglich war. Auch die Lebensläufe jener Zöglinge werden geschildert, welche aus Gesundheitsrücksichten oder anderen Gründen vorzeitig aus der Militär-Erziehung getreten sind, später doch in die Armee eingereiht wurden oder einen anderen Beruf ergriffen haben.

Es gewährt einen eigenartigen Reiz, die Schicksale der ehemaligen Neustädter nach den Ausmusterungsjahren zu verfolgen. In welch merkwürdigen Bahnen bewegt sich ihr Lebenslauf trotz der einheitlichen Vorbildung, des einförmigen Berufes, welch bunte Mannigfaltigkeit des Erlebten und Erreichten, wie spielt das große Weltgeschick in die Lebensgeschichte der einzelnen herein, so dass die kühnste Phantasie vor der oft abenteuerlichen Wirklichkeit die Segel streicht! Bei aller Verschiedenheit der Schicksale geht doch ein gemeinsamer Zug durch das große Ganze, der Jahrgang für Jahrgang, eine Generation mit allen folgenden verbindet. Jede Classe für sich betrachtet hat ihre Schuld an die Bildungsstätte, aus der sie hervorgegangen, an Kaiser und Reich in treuer Pflichterfüllung schön und voll bezahlt und in zahllosen Fällen ihren Dank für die genossene Wohlthat mit ihrem Herzblute entrichtet. Nehmen wir das höchste Ehrenzeichen der Armee, den Maria Theresien-Orden, zum Wertmesser militärischer Tugend, so hat schon die erhabene Stifterin die Frucht ihrer Gründung geerntet, da in den Jahren 1761 bis 1778 bereits 6 Theresien-Ordensritter aus den Reihen der Neustädter Zöglinge, ihrer damals noch jungen Stiftung, hervorgegangen sind. In noch höherem Grade war dies unter ihren Nachfolgern der Fall, da die Akademie bis auf die Gegenwart über 50 Commandeure und Ritter des Maria Theresien-Ordens als ihre ehemaligen Zöglinge zu verzeichnen hat. So sind die Ausmusterungsjahrgänge 1783 und 1784 durch je 4, 1786 und 1788 durch je 3 Theresien-Ordensritter in Svobodas biographischem Werke vertreten. Aber auch jene, welchen durch die Laune der Kriegsgöttin das höchste militärische Ehrenzeichen versagt blieb, haben auf den Schlachtfeldern ihrer Zeit bewiesen, dass sie desselben würdig gewesen wären. Aus fast allen Jahrgängen der Neustädter Akademie giengen

Männer hervor, deren Namen zu den klangvollsten des Heeres zählten und noch zählen, die sich auf dem Felde der Ehre mit Ruhm bedeckt, in mancher Schlacht die Entscheidung herbeigeführt, im Rathe des Kaisers zum Wohle der Armee, zum Heile der Völker Österreich-Ungarns gewirkt haben und noch wirken. Aber auch Kunst und Wissenschaft haben ihren Theil am reichen Ehrenkranze der Neustädter Akademie: Maler von europäischem Ruf, Dichter und Schriftsteller in allen Zungen unserer vielsprachigen Monarchie, Forscher und Entdecker, Zierden ihrer Zeit und ihres Volkes, Staatsmänner, Diplomaten, Leuchten der Wissenschaft haben in der Neustadt den Grund zu ihrer Bildung gelegt oder erst später den Waffenrock mit dem Civilkleide vertauscht.

So verdankt der Leser dem großen biographischen Werke Svobodas eine Fülle der Anregung und Belehrung, es ist eine Bibliothek für sich, in welcher zu blättern nicht nur dem Soldaten, sondern jedem patriotisch fühlenden Leser Genuss und Gewinn ist. Wer das Werk auf seinen Gehalt und seine Tendenz geprüft, wird sich gestehen, dass hierin die Schöpfung der großen Kaiserin, der Gegenstand liebreicher, nie ruhender Fürsorge ihrer Nachfolger, unter der glorreichen Regierung Seiner Majestät des Kaisers Franz Josef I. auf die volle Höhe unserer Zeit emporgehoben, in einem literarischen Denkmal zu Ehren kommt, wie es des österreichisch-ungarischen Heeres und ihres Schoßkindes, der Theresianischen Militär-Akademie, würdig ist. Ein reicher Same jeder Krieger- und Mannestugend ist in dem Werke ausgestreut — möge die Saat, wenn wieder ein Jahrhundert um, in vollen Halmen stehen!

Die Ausstattung des im Selbstverlage des Verfassers erschienenen Werkes durch die k. k. Hof- und Staatsdruckerei ist eine des großen Zweckes und dieses Institutes durchaus würdige. Nicht weniger als 41 künstlerisch vollendete, mustergiltige Illustrationen kommen der Anschauung zuhilfe und gereichen dem Werke zur Zierde, so namentlich die Ansichten der Akademie, der Monumente in ihrem Parke, die Bilder der Oberdirectoren, Localdirectoren, Leiter des Militär-Bildungswesens, Akademie-Commandanten, die Vollbilder der Herren Erzherzoge Josef Ferdinand und Peter Ferdinand von Toscana, welche in den letzten Jahren aus der Neustädter Akademie in die Reihen des Heeres getreten sind, und die Farbenbilder der Adjustierung der Zöglinge in den Jahren 1787, 1792 und 1840 sowie in der Gegenwart. Der dem Werke schließlich beigegebene Situationsplan gewährt dem Leser ein klares Bild des Akademiegebäudes und der großartigen dazu gehörigen Anlagen.

Somit sei das Werk des Majors Svoboda, welches in keiner öffentlichen und Officiersbibliothek fehlen sollte, jedem Freunde des österreichisch-ungarischen Heeres und der Anstalt, welche der kaiserlichen Armee durch viele Jahrzehnte aus allen Nationen, die das Reich bewohnen, einen Stamm einheitlich vorgebildeter Officiere zugeführt hat, auf das wärmste empfohlen.

F. M.

Nichts Neues. Gedichte von Hermine Semsey de Semse. Zweite Auflage. Im Selbstverlage, Triest 1894. 212 Seiten. kl. 4.

„Nichts Neues" benennt die Dichterin den jüngsten Band ihrer diesmal dem Weißen Kreuze Österreich-Ungarns gewidmeten Poesien.[1]) Nein, Neues bringen sie nicht, aber das ewig Alte oder ewig Neue, das Menschenherz Bewegende. Kein rothes Kreuz, kein weißes, aber die alte Friedenssehnsucht, mag man sie mit Lotosblüte oder Palmzweig verbinden.

„Nichts Neues" auch im Buche selbst nicht, etwas liebenswürdig Dagewesenes, schon in Chamissos „Frauen-Liebe und Leben" besungen. Nur, da nach Leopold Schefer die Frauen in dem Maße beredt sind wie glücklich, ein glückliches Leben.

Zuerst ein glückliches Kind; wirre Locken darf es haben, keine rosa Schärpe über weißem Spitzenkleid, die geschont werden müssten. Die Kleine belauscht dafür Vögel, jagt Schmetterlinge, gesteht einen kleinen Blütenrausch ein, träumt den Donauwellen nach, aber sicher nicht dem goldenen Vliese, sondern steigt auf Papas müde gerittenes Pferd und ist eine kleine Amazonenkönigin, wenn sie auch gut österreichisch à la tête reitet.

Ist das ein glückliches Kind! Dagegen sind großstädtische Millionärlein arm. Ihre eignen Kleider, den Speiseschrank der lieben Mutter, ihre Sparbüchse möchte sie dem armen Kinde geben, 20 Jahre später am Neujahrstag Millionen austheilen; die Rose aber — nein, da fragt sie verständig: „Warum?" — „Weil Du sie trugst, liebes Kind."

Ja, Kind ist sie noch, obwohl sie abends — sogar nachts (?) — ernsthaft die Feder zur Hand nimmt. Ein nachdenkliches Backfischlein, aber behend wie eine rothgetupfte Forelle, das über das Räthsel der schiefen Erdachse nachdenkt, während sein junges Herz pocht und fragt.

Große Ereignisse: ein Concert, ein Ball. Die Kleine ist die richtigste Person, sie nimmt sich vor, sämmtliche Männer verschmachten zu lassen — da kommt Er:

„Er, der Herrlichste von allen,
Wie so milde, wie so gut."

Sollten die gütigen Eltern nicht gewusst haben, wie ernsthaft, brav und ritterlich „Er" sei? Doch treuer Liebe Geschick ist leidvoll! Da ist ein anderes zärtliches Paar, vielleicht weniger gute Kinder. Es traf sich im Walde, da fällt ein Schuss — die bräutliche Dichterin zweifelt fast am lieben Herrgott ob solcher Schicksalsstörung.

Aber nun ward sie Frau und Mutter; eine sorgsame, ernst bedachte. Wie sie nur Gutes im Elternhaus sah, sollen es die Kinder. Dächten alle Eltern so, wäre das Elend der Welt abgethan, meint sie.

---

[1]) Das Reinerträgnis ihrer vorangegangenen Gedichtsammlung „Herzensklänge", zu Triest 1889 im Selbstverlag erschienen, hatte die Verfasserin den Rothen Kreuz-Vereinen bestimmt.

Die Red.

Ihr wird das Leben ernst; sieht sie arme Fischerfrauen ängstlich auf das wilde Meer blicken, fragt sie sich: „Wo ist mein lieber Herr?“ Der liebe Vater gieng weg, die Mutter, das Kind sind krank — nachdem sie sich satt geweint am Grabe der Eltern, erwacht das warme Herz wieder: „Thut Gutes, trocknet Thränen!“ Und das ist das ewig Alte und ewig Neue: ein schönes, nicht wolkenloses Leben und warme Menschengüte. Eine liebenswürdige Dichterin und dabei eine kluge Frau. Keine, die von Dingen reden will, die sie nicht an sich erfuhr — demnach nur Edles, im allerbesten Sinne „Ziemliches“ für edle Frauen.

Ein guter Hausfreund ist solch Buch, das man zu allen Stunden zur Gesellschaft haben mag, was man nicht von allen Besuchen sagen kann. Als ich jung war, galten Leopold Schefers „Hausreden“ für solch einen Hausfreund. Man fand das enge Leben darin, aber über den Tag hinaus gehoben. Herzlicher, österreichischer ist Hermine von Semseys Buch als das des Hausfreunds Semilassos (Fürst Pückler-Muskaus). Es wird aus Fremden neue Freunde erwerben, weil es gar nichts Neues, aber echt Menschliches vom idealen Standpunkt betrachtet. Mir war erfreulich, den Entwicklungsgang einer liebenswürdigen und begabten österreichischen Dichterin aus dem Buche herauszufinden — wer es selbst liest, wird auch anderes finden, Gutes, Kluges, Selbsterfahrenes und edle Menschlichkeit; dies beweist auch folgende, als Probe seiner poetischen Eigenart hier dargebotene kurze Dichtung:

Ketten.

Ketten tragen alle Menschen,
Ob sie arm sind oder reich;
Alle Menschen tragen Ketten,
Sei ihr Pfühl hart oder weich.

In Palästen und in Hütten,
Wie zu Lande so zu Meer:
Ketten schleppt man allenthalben
Rasselnd widrig hinterher.

Und es glaube ja nur keiner,
Ketten trage er allein,
Blickt er spähend nur zum Nachbar,
Wird gleich andern Sinns er sein.

Sind oft Ketten auch vergoldet,
Bei so manchen unsichtbar:
Nirgends sind sie leicht getragen,
Das wird jeder bald gewahr!

A. Sch.-J.



Österreichisch-Ungarische Dichterhalle.

Selinunt.

Von Martinus Meyer.

Innsbruck.

Aus Hellas schönen Tagen, von Tempeln glanzvoll, hehr
Nur Säulentrümmer ragen hinaus ins blaue Meer,
Die Möve kommt geflogen und kreiset um das Riff,
Die Woge kommt gezogen, doch landet sie kein Schiff.

Es herrscht an dieser Küste des Todes Schweigen nur,
Nicht fröhliche Gesänge beleben mehr die Flur,
Vereinsamt ist die Stätte und öde weit und breit,
Versunken längst im Lethe ist all die Herrlichkeit.

Nur Phöbus, wenn sein Antlitz er senket in die Flut,
Verklärt noch ihre Reste mit seiner Purpurglut,
Er küsst die Braut, die todte, auf ihren Marmormund,
Eh' er hinunter tauchet zum kühlen Meeresgrund.

Dichtungen von Franz Herold.

Prag.

In der Katakombe.

Ein Rom der Tiefe und der ew'gen Nacht:
In braunen Tuff gebrochen Schacht an Schacht,
An Stollen Stollen, Kammern und Kapellen
Und Millionen jener engen Zellen,
Verschlossen fest mit einem grauen Stein,
Ein Name drauf in herzlich schlichten Zügen,
Ein Sinnbild, das mit Kunst nicht täuschen will und trügen,
Und der hier wohnt, er gieng zum Frieden ein.

Es hallt Dein Schritt, jedoch Du störst ihn nicht,
Noch rufst Du ihn durch Deiner Kerze Licht;
Er aber hat in Deiner Brust geweckt
Die stille Andacht, die so lang versteckt,
Ein heilig Sinnen und ein hohes Trauern,
Vor Deiner Endlichkeit ein tief Erschauern,
Und einer bist Du jener Beterschar
Der ersten Christen — was sind tausend Jahr'?
Da ist vor Dir g'rad einer hier gegangen,
Sein Herz wie Deins so voll von Glückverlangen,
Sieh nur, da ritzt' er in den weichen Stein
Den Namen seiner lieben Seele ein:
„Sophronia, wo bist Du?“ Wenn sie's sagte!
Da gieng er weiter, immer weiter wagte
Er in die Nacht sich ein der Katakombe
Und las und las den Namen jeder Tombe,
Vergebens — sieh! da steht es wieder schon:
„Sophronia, wo bist Du hin geflohn?“
Sie sagt's noch nicht, so muss er weiter eben,
Er kann ohn' sie nicht bleiben und nicht leben.
So wandert er g'rad, quer, ohn' Rast und Ruh
Und ruft und schreibt „Sophronia!“ immer zu,
Bis, wo auf einmal umgestürzt der Gang:
„Sophronia! Endlich! Gott, o habe Dank!
Ich blinder Thor, der ich durch Gräber wall'!
Sie ist in Dir, und Du bist überall!“
Hier kehrt' er um. Doch tausend Jahre kamen
Und warfen neuen Schutt auf ihren Namen,
Denn sieh, wo nun der Spaten schaffte, da
Zu lesen steht's: „Hier ruht Sophronia.“
So hat sie ihren Lieben nur geneckt,
Vielleicht aus Trotz ein Veilchen sich versteckt,
Von heut auf morgen, 's ist ja sonnenklar,
Was sind ihr auch am Ende tausend Jahr'?

Pompeji.

Schlafend am hellen Tage
Liegt eine graue Stadt
Wie eine alte Sage,
Die sich verspätet hat.
Grausam in alle Ecken
Leuchtet die Sonne hinein,
Treibt aus ihren Verstecken
Schatten und Dämmerschein;

Scheucht sie um Säul' und Mauer
Und um Altar und Thor,
Kriecht zu drohender Lauer
Höher stets empor;
Schaut ins unbedachte
Leere Atrium,
Schleicht in die Kammer sachte,
Sieht sich im Bade um;
Bilder — was sie nur scheinen?
Wissen es selbst nicht mehr.
Dinge — was sie nur meinen?
's ist schon zu lange her.
Dort von der Marmorschwelle
Funkelt der Schlange Blick,
Eidechschen hinhuscht schnelle
Über des Flurs Mosaik;
Forum, Theater verlassen,
Über der Räderspur
Durch die schweigenden Gassen
Summen die Fliegen nur.
Und eine graue Sage,
Die sich verschlafen hat,
Träumend am wachen Tage
Liegt der Todten Stadt.

❦

Venedig.

Ein Märchen wohl, gesponnen
Aus Wasser und aus Stein?
Ja, eine Stadt, umronnen
Von Meer und Mondenschein.
Drin segelt leise, leise
Das Schiff Erinnerung:
Venezia, die greise,
Sie träumt sich heute jung.
Doch jetzt hat sie genommen
Ein Wolkenschleiertuch,
Die Schwester ist gekommen,
Ravenna, zu Besuch,
Um eingefall'ne Züge
Den feuchten Moderduft,
Um alten Reizes Lüge
Die schwüle Fieberluft.
Mit Lippen kalt, verblichen
Erzählt sie müde, sacht
Von Wellen, die gewichen
Dem Schutt, den sie gebracht,

Von Hallen, die verlassen,
Von Säulen, die zerbrockt,
Von eingesunk'nen Gassen,
Von Leben, das gestockt.
Und sie erzählt so schaurig
Von Schlamm und Sumpf und Moor,
Und Seufzer dringen traurig
Wie Unkenruf hervor.
Wer aber lauscht daneben?
Des Mondes Angesicht,
Bei seiner Schwester eben,
Der Erde — horch! er spricht
Von Strömen, aufgesogen,
Von Flammen, ausgesprüht,
Von Lüften, fortgeflogen,
Von Leben, ausgeglüht.
Da lächeln sie im Scheine
Des Sprechers, alle bleich:
's ist keiner doch alleine
Im großen Todesreich.

Pästum.

Es steht in Moor und Heide
Der Tempel des Neptun,
Die Büffel auf der Weide
In seinem Schatten ruhn.
Die Säulenhall' umbauet
Den strengen Gott nicht mehr,
Der frei herüber schauet
Von blauer Woge her.
Auf grell besonnter Treppe
Die Eidechs tänzelt hin,
Das ist mit ihrer Schleppe
Jetzt wohl die Priesterin.
Es glänzt die Luft, erklingend
Jetzt hell, jetzt wieder hohl,
Das ist der Fliegen singend
Andächtig Beten wohl.
Wie es der Cella Wände
Ohn' Unterlass umfleht
Und dringt so hoch am Ende
Wie menschliches Gebet!

Vineta.

Von Paul Wertheimer.

Wien.

Das Wirtshaus dröhnt von heißem Wortgefecht,
Es strömt der Wein, dumpf ächzen volle Bänke,
Mit seinem Mädel sitzt ein bärt'ger Knecht,
Der eben heimkam, rückwärts in der Schenke.

Und er, des Antlitz hart und sorgenschwer,
Beginnt von langversunk'nen Kindertagen:
Aus seiner Seele sturmbewegtem Meer
Hör' ich Vinetas ferne Glocken schlagen.



Die Äbtissin von St. Clara.

Eine Erzählung aus dem alten Wien.

Von **Ludwig v. Mertens**.

Wien. (Schluss.)

Gabriele von Palm blieb zwar etwa drei Monate lang so schwach, dass sie selbst in ihrem sonnigen, warmen Zimmer nur mit Unterstützung der endlich matter gewordenen Schwester Josefa und der Laienschwester Martha von ihrem Himmelbette aus bis an das breite Fenster zum Großvaterstuhle gelangen konnte. Aber bereits nach dem Tage des Consiglio hatte sich das zerstörende Fieber vermindert, die Brust war freier geworden, und die früher im Feuer Glühende schrie nicht mehr stundenlange so markdurchbohrend den Namen Martin aus, sie begehrte nicht mehr zähneknirschend den Engel Gabriel vom Himmel herab. Gabriele war schwach und sanft geworden. Nur als der freudig und beinahe rosig schimmernde alte Freiherr in Begleitung von Seiner kaiserlich römischen Majestät Leibmedico Doctor Sardagna endlich an ihren Lehnstuhl getreten war und ihr angekündigt hatte, dass sie demnächst sorgfältigst nach der hoch und frei im Sonnenscheine gelegenen Villa hinauf transportiert werden sollte, um voll und ganz zu genesen, da hatte sie sich zum Erstaunen aller schnell und kräftig aus den weichen Pölstern erhoben und laut gerufen: „Nein, gnädigster Herr Vater! Mein einziger Weg führt mich nach St. Clara hinüber. Und von St. Clara aus gibt es keinen Weg mehr in diese dumme Welt zurück."

Gabrielens Augen hatten dabei ein Licht ausgesprüht, vor welchem der greise Vater förmlich zurückgebebt war. Doctor Sardagna hatte hierauf eine schwere Prise aus seiner goldenen Tabachiera genommen.

„Hochzuverehrender Herr Baron," sagte der Wohlweise, „managiere Er sich, es möchten sonst die Recidive kommen!"

Hofrath Palm schluchzte laut.

Aber jetzt trat Josefa, welche hinter der Laienschwester still geweint hatte, schnell hervor und sagte sehr laut: „Gabi hat recht. Dort wird sie Trost finden. Ich will ihr dort beistehen, Trost zu finden. Und dort will ich auch Trost finden. Nur am Altare, nur vor dem Altare gibt es echten, reinen Trost. Oder soll Gabi vielleicht das Brillantendiadem einer Gräfin Questenberg oder einer Gräfin Schaumburg oder einer Gräfin Mollard auf dem Kopfe tragen? Der gnädigste Herr Vater sollte von ihr keine solche Erniedrigung begehren. Von einer reinen Braut des Höchsten. Gabi hat recht. Herr kaiserlicher Medicus, rede Er doch jetzt sein weises Wort! Sieht Er nicht, dass wir zwei Schwestern nicht mehr krank sind, sondern kerngesund und unsern gerechten Willen haben wollen? Sieht Er dies nicht ein? Rede Er doch!"

Josefa stand kerzengerade vor Seiner römisch kaiserlichen Majestät Hofmedico.

Doctor Sardagna trat einen Schritt zurück. „Das gnädigste Fräulein scheinen erhitzt vom Fieber zu sein. Das Faulfieber ist hochansteckend, hochgeehrter Herr Baron!"

Josefa reichte dem Hofmedico die Hand. „Untersuche Er meinen Puls! Ich bin gesund und herzensfröhlich." Dieser Puls schlug indes in der That nicht nur in Kraft, sondern in Überkraft. Josefa empfand sich kräftiger als je.

Der wohlweise hagere Berather Seiner römisch kaiserlichen Majestät nahm abermals, große Augen machend, eine Prise.

„Das gnädige Fräulein leidet an irritatione nervorum. Ich werde ergebenst ein probates niederschlagend Pulver in der Apotheke Seiner kaiserlichen Majestät zu fabricieren anordnen. Dagegen hält keinerlei noch so decidiertes Wohlgefühl in falso stand. Man täusche sich nicht! Irritiertes Vermögen ist inertiae consequentia. Probatum est."

„Gnädiger Herr Vater," sagte Josefa, „ich werde das probate Mittel des Herrn Hofmedicus nicht einnehmen! Er ist zweifelsohne ein weiser Herr. Aber ich werde sein Medicament nicht einnehmen, weil ich bereits ein Medicament aus der Hand unserer Himmelskönigin empfangen habe. Zähle der Herr Vater darauf! Auch zähle und wäge der gnädige Herr Vater alle unsere Dames de la Cour! Zähle und wäge Er! Ist eine davon glücklich, so ist selbe es aus purer Schande. Denn die Zufriedengestellten dieser Dames sind dies doch nur von wegen ihrer Adorateurs. Befiehlt unser gnädigster Herr Vater, dass Gabi und ich Adorateurs haben, welche unsere Diamanten, Perlen und Spitzen aus Mecheln und Brüssel bezahlen? Befiehlt dies unser Herr Vater? Höre Er es, Herr Medicus! Unser gnädigster Herr Vater befiehlt uns dies nicht. Also dürfen wir auch nicht in den Stand der Ehe treten. Gabi, Du hast recht! Ich werde Dir folgen. Ich werde mit Dir an einem Tage in den hochgeheiligten Dienst unserer Mutter Clara treten."

Gabriele weinte laut. Aber endlich sagte sie ganz hart: „Pepi, sei meine Frau Mutter!"

Hofrath Palm hustete bis zum Ersticken. Er ward roth, und seine Augen überströmten. Josefa und Gabriele hielten sich fest an der Hand.

Seiner römisch kaiserlichen Majestät hochberühmter Hofmedicus Doctor Sardagna schnupfte intensiv.

„Gebe Er sich keine Mühe mehr, gelehrtester Herr kaiserlicher Medicus!" sagte Josefa sehr ruhig. „Wir haben unser Medicament aus der Himmelsapotheke empfangen. Und solch ein Medicament lässt sich nicht bestreiten und macht kerngesund."

Josefa knixte tief. Dem kaiserlich römischen Hofmedico blieb also nichts anderes übrig, als dass er diesen Knix durch ein tiefes französisches Compliment erwiderte. Die Damen hatten es darin viel leichter, sie durften noch immer zwischen dem spanischen und dem bei Hofe nicht sonderlich beliebten neuen französischen Ceremoniell wählen. Josefa wählte das strengere spanische. Dagegen gab es keinen Widerspruch.

Hofrath Palm küsste seine beiden Töchter. „Aber Pepi, aber Gabi!" waren seine einzigen Worte. Dann folgte er ein wenig wankend dem Hofmedico Doctor Sardagna. Er war immer so schwach gewesen.

❦

Josefa von Palm und Gabriele von Palm hatten im Kloster der Clarissinnen zu St. Nikola in der Singerstraße ihr Gelübde an einem Tage abgelegt.

Gabriele in voller Kindlichkeit des Herzens. Die Liebe streift ja nicht selten nur das Auge. Gabriele suchte und fand im rührigen Kloster der lebensheiteren Töchter der heiligen Clara ihr Spiel, den schönen Kreuzgang um den Blumengarten, das freundliche Refectorium mit den lebhaft gemalten Heiligenbildern, den schönen Gesang auf dem Chor. Gabriele flötete immer mit gar heller Freude, selbst die düsteren Grabgesänge der Charwoche, aus freier Brust und Kehle heraus. Sie wurde im stillen, so behäbig-freundlichen Kloster der Clarissinnen gar bald kerngesund und dachte mit leiser Schadenfreude an die „verirrten Lämmer am Kaiserhofe" zurück. Sie wurde von der Äbtissin wie ein Lieblingskind, von den Chorfrauen wie eine Lieblingsschwester behandelt. So erzählen es gar viele kleine „Zetteln" an den lieben Herrn Vater. Josefa von Palm war sehr bleich und ohne Lächeln, ohne Geschwätz in den Saal getreten, wo ihr das lange Haupthaar abgenommen werden musste. Sie gedachte des Vaters, der kindlichen Schwester. An diesem ersten Tage an nichts Weiteres.

Und doch ward sie und blieb sie gesund. Briefe aus ihrer Feder, vergilbt, zerschlissen, fanden sich nach einem Jahrhunderte noch unter dem Auctionshammer des zerfallenen Hausgeräthes der Reichsfreiherren von Palm, als das alte Haus in der Singerstraße demoliert werden sollte. In den Jahrbüchern des Klosters St. Nikola steht nur verzeichnet, dass der Reichsfreiherr von Palm jede seiner Töchter mit einem kostbaren Brautkleide aus weißem Atlas, mit einem kostbaren Diamantringe

und mit 4000 Gulden ausgesteuert habe, dass der Reichsfreiherr die Klosterbibliothek, die Apotheke, den Weinkeller und die Prälatur auf eigene Kosten neu erbaut und für die Wiederherstellung und Instandhaltung des beschädigten Klosters 30.000 Gulden Rheinisch beigesteuert habe. Die Äbtissin dagegen habe die dereinstige Bestattung des Reichsfreiherrn zur Seite seiner vor Jahren verblichenen Frau Gemahlin dankbarst genehmigt. Frau Rosalia von Wutschletitsch, geborne Reichsfreiin von Franckenhofen habe ihrer Fräulein Nichte Gabriele von Palm 2000 Gulden und ihrer Fräulein Nichte Josefa von Palm 1000 Gulden an Brautschatz bewilligt.

Der Tag der Einkleidung Josefas und Gabrielens darf als Todestag der so viele Jahrhunderte kräftig blühenden Familie derer von Palm bezeichnet werden. Denn von diesem Tage an erzählen uns außer jenen ganz kurz gehaltenen „Zettuln" und Briefen der Töchter an den Vater nur mehr Leichensteine, vergilbte Klosterrechnungen und ein vom 17. September 1737 aus Philadelphia in Nordamerika datierter Brief, vorgefunden im Nachlasse der im Jahre 1738 verstorbenen Äbtissin von St. Nikola, Josefa von Palm, vom Leben der genannten hochberühmten ritterlichen Familie.

Die Leichensteine in der Kirche der Clarissinnen zu St. Nikola, im Volksmunde zu St. Clara, erwähnen im schwülstigen Lapidarstile, dass Herr Johann David von Palm, kaiserlicher Hofrath und Hofkriegsrathskanzlei-Director, der größte Wohlthäter des Klosters zu St. Clara, am 21. Februario des Jahres 1721 des Todes verblichen und zur Seite hochdero Frau Gemahlin bestattet worden sei. Ferner, dass Josefa von Palm im Jahre 1730 einstimmig von allen Schwestern zur Äbtissin erwählt und von Sr. Heiligkeit dem Papste in Anerkennung der Verdienste ihres Vaters, des zweiten Stifters und Erhalters der Klostergemeinde, ausnahmsweise zur lebenslänglichen Äbtissin des Klosters zu St. Nikola bestätigt worden und im Jahre des Heiles 1738 am 1. des Monates Mai als wahre Mutter sämmtlicher Dienerinnen der heiligen Clara in Christo verstorben sei.

Der Name einer Schwester Gabriele erscheint nur unter den „Verstorbenen" der heiligen Gemeinschaft.

Aus den „Zettuln" und sehr kurz gehaltenen Briefen der Nonne Josefa an ihren Herrn Vater, den Hofrath von Palm, hat der Geschichtsforscher entnommen, dass die kräftig Entsagende dennoch Ruhe, ja volle Herzensbefriedigung im Kloster der Clarissinnen zu St. Nikola gewonnen habe. Gewonnen habe.

Dieser so seltene „Lebensgewinn" entspross indes gewisslich gar mannigfaltigen Kernen, der echten Frömmigkeit der Zeit, der strengen Erziehung im freiherrlichen Hause der Palm, der eingeborenen Herzenskraft Josefas, der fast mütterlichen Liebe Josefas zur kindischen Schwester, der Verachtung der gesellschaftlich so ganz obscönen Hof- und Palastsitten, dem instinctiven Hass dagegen, der sittlichen Ruhsamkeit im Gemüthe Josefas.

Josefa war stark und immer einig mit sich selbst. Sie wurde durch nichts, gar nichts in ihrem Beginnen gestört, sie ließ sich einfach durch gar nichts stören.

Ihre Briefe an den Vater geben ein Zeugnis davon. Sie zeugen von echter, ungetrübter Herzensruhe, von willenskräftiger Beherrschung ihrer selbst. Die Sonne sollte und musste, gleichsam auf ihren Befehl, rein und glänzend in ihrem Dasein leuchten.

Josefa berichtete eigentlich stets nur über das Befinden Gabrielens, über deren ungebrochenen heiteren Kindersinn, über deren blühendes Aussehen. Und mit welch einer herzinnigen Freude und Zufriedenheit hat sie dies immer und immer, Jahre hindurch, bis zum Tode ihres Vaters gethan!

Nur ein einzigmal beschrieb sie ihre Lust, im reinlichen, gemüse- und blumenreichen Klostergarten, das ist im weiten, sonnigen Klosterhofe sich tagtäglich ergehen zu können oder über Erlaubnis der gnädigsten Frau Äbtissin selbst des Abends im strahlenden Mondlichte sitzen zu dürfen. Da erinnere sie sich so oft an die lieben Tage im väterlichen Hause. Sonst aber giengen die Tage so gar friedlich und schön in Arbeit und beglückendem Gebet dahin.

Josefa belobte auch den wohl nur ihr und der Schwester gegenüber so gar freundlichen Sinn der Nonnen im Dienste der heiligen Clara. Der längste unter all den „Zettuln" an den Vater war nach vollendetem Baue der Prälatur und nach der Wiederherstellung der „nicht allzugroßen aber wie ein lichtes Paradeis funkelnden" Kirche geschrieben worden. Darin war demüthigster Dank, beseligende Zufriedenheit und auch ein gewisser Familienstolz ausgedrückt. Josefa würde sich nicht so „demüthig zufrieden" in der Schwesterschaft der Clarissinnen befunden haben, wenn das ehedem so arme, halbverfallene Kloster seine Wiederherstellung nicht der reichen, vornehmen Familie der Palm zu danken gehabt hätte.

Die zierliche, sonnige, in buntem Marmor und reichster Vergoldung glänzende kleine Barockkirche St. Clara musste wohl der Vereinsamten als eine Art von Thronsaal der Familie erscheinen. Und dies war rein menschlich.

Haus und Güter derer von Palm, letztere in Niederösterreich, Steiermark und Kärnten gelegen, fielen durch Erbschaft an die von mütterlicher Seite verwandte, jetzt gleichfalls ausgestorbene gräfliche Familie der Paradeiser. Johann David von Palm war kein ungerechter, sondern ein weise denkender Mann gewesen, und er hatte dem Kloster St. Nikola gespendet, was ihm als heilsam für dasselbe erschienen war. Jedoch die gräfliche Familie der Paradeiser war so arm, sie vermochte es nicht mehr, standesgemäß unter ihresgleichen aufzutreten. Die Familie war ihm überdies so nahe verwandt. Johann David von Palm kannte seine Verwandten nicht. Aber er handelte durch sein hinterlassenes Testament als ein grundehrlicher, die Zeitverhältnisse genau erwägender Cavalier, als er dem Ältesten der Grafen Paradeiser seine sämmtlichen Güter hinterließ.

Von den Grafen Paradeiser gelangten das Haus und die Güter an irgendeinen „nächsten" Erben, welcher das Haus verkaufte und den zuletzt im Dachraume aufgeschichteten Familienplunder licitando verwerten ließ.

Das Kloster der Clarissinnen zu St. Nikola wurde durch Kaiser Josef II. am 12. Januar 1782 aufgehoben, und den Nonnen darin ward es freigestellt, in andere Klöster überzutreten oder mit Pensionen aus dem klösterlichen Verbande zu scheiden. Die Kirche sammt den dazu gehörigen Gebäuden wurde abgebrochen und der nunmehr frei gewordene Baugrund zum Besten des Religionsfonds verkauft.

In der Bibliothek des Klosters war nicht viel des Beachtenswerten aufgelesen worden; einige Messbücher und viele Gebetbücher längst verstorbener Nonnen hatten dennoch „des Einbandes wegen" Käufer gefunden. Alte Spinnräder, Rosenkränze, hölzerne Truhen und anderer wertloser Hausrath waren bereits kreuzerweise an die Meistbietenden verschachert worden. Es war nichts mehr übriggeblieben, was die Kauflust auch der Ärmsten angeregt hätte, aber die Augen eines Antiquars sind immer scharf und dessen Hände gierig. Unter dem wertlosen Gerümpel zeigte sich auch solchen Augen und Händen eine hölzerne, sonst ganz unscheinbare Schachtel. Auf dem Deckel dieser Schachtel standen die Worte geschrieben: „Gewesenes Eigenthum unserer hochseligen Frauen Abtissin, unserer gütigsten Frauen Muatter Josephä † 1738."

Der erwähnte Antiquar erstand die Schachtel um den Preis von 30 Kreuzern.

In der Schachtel befand sich wenig des „Aufhebens" Würdiges: zwei Rosenkränze, ein Gebetbuch, gedruckt in Köln im Jahre 1694, die Taufscheine Josefas und Gabrielens von Palm und ein endlos langes Schreiben, adressiert an den Reichsfreiherrn von Palm, geschrieben zu Philadelphia in Nordamerika, nach Wien in Österreich gesandt unter der erbetenen Fürsorge Seiner Excellenz des königlich großbritannischen Specialbotschafters am Kaiserhofe.

Das 16 Octavseiten bedeckende Schreiben eines Kaufmannes in Philadelphia namens Martin Röder bot wenig des Interessanten für einen den Cavalieren in Österreich dienenden Antiquar.

Der genannte Antiquar verschacherte darum um ein billiges den erwähnten Brief sammt Schachtel, Taufscheinen und Rosenkränzen an einen bürgerlichen Alterthumsforscher. Wie wenige solcher Leute gab es im Jahre 1782!

Der Brief und die Taufscheine gelangten im Jahre 1847 durch Erbschaft an einen jugendlich strebenden Wiener Local-Geschichtsforscher, und dieser endlich, der erste seit dem Jahre 1737, vertiefte sich mit ganzer Seele wieder in den mächtigen Schwulst der so endlosen Epistel. Der Brief däuchte ihn ein reicher Schatz zu sein. Welche Ausdrücke darin! Welche Bemerkungen! Das erste Viertel des 18. Jahrhunderts stand dem eifrigen Leser in seinem ganzen Costüm ganz leibhaftig vor den Augen.

Der Schreiber, ein reich gewordener deutscher Kaufmann zu Philadelphia und eifriger Protestant, beschrieb darin, zwar hoch eingenommen

von seinen Ansichten über Weltleben und Religion, doch mäßig im Ausdrucke, seine Irrfahrten durch Deutschland und Holland als Bettelstudent. Seine Überfahrt als Schiffsjunge nach dem gelobten freien Lande Amerika. Seine Dienstleistung daselbst als Factoreisecretär in Virginien. Zuletzt sein unter Beihilfe eines früheren Barbiers in Amsterdam begründetes Handelshaus in der Quäkerstadt Philadelphia.

Der Schreiber, welcher etwa 14 Seiten lang eine gewisse Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen den Adressaten Reichsfreiherrn von Palm gezeigt hatte, war jedoch auf der 15. und 16. Seite des klein geschriebenen Briefes ein wenig bitter und hochmüthig geworden, als ob ihn plötzlich Zorn wider erlebte tiefe Kränkung übermannt hätte. Er erwähnte zwar nur flüchtig des „kleinmeisterischen" Sinnes in Europa. Aber er schilderte sein Haus in Philadelphia ziemlich breit. Er lobte die weiten Säle dieses Hauses, den üppigen Garten desselben und vor allem die unter seiner strengen Zucht gehaltenen 50 schwarzen Sclaven seiner Plantage, denen er jede Woche einmal die beseligende Kraft des Evangeliums mit erwiesenem Nutzen predige. Und das war rein menschlich.

Der Schreiber erwähnte, dass er sich „mit einer gewissen Rührung" an die Tage erinnere, welche ihm unter der Obhut seiner „hochgeehrten hochadeligen Verwandten" in der Kaiserstadt Wien zutheil geworden wären. Nichts weiter. Nur ganz zuletzt, nach den Complimenten für den Reichsfreiherrn von Palm, für dessen Fräulein Töchter Josefa und Gabriele, fand sich ein Passus, welcher geradewegs aus dem Herzen des sonst verknöcherten Kaufherrn gekommen schien, ein Gruß ohne jegliches Compliment an die gnädige Frau Tante von Wutschletitsch, der starken, hochherrlichen Frau. Und dies war abermals rein menschlich.

Der hier citierte Brief war sechzehn Jahre nach dem Ableben des Hofrathes von Palm und ein Jahr vor dem Ableben der Äbtissin zu St. Clara geschrieben worden.

Der Brief schien von dem Wiener Local-Geschichtsforscher sehr oft gelesen worden zu sein; dessen Ecken zeigten sich so zerknittert.



Für die Redaction verantwortlich: Franz Grünanger.
K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.



Empfehlenswerthe Werke

aus dem Verlage von

Carl Konegen (Franz Leo & Comp.)

in Wien

I. Opernring 3, Heinrichshof.

Die Lieder des Anakreon. In sinngetreuer Nachdichtung von Dr. Vinc. Knauer, Bibliothekar des Schottenstiftes in Wien. fl. 1.— = M. 2.—

Andrian, Ferd. Freiherr von, Der Höhencultus asiatischer und europäischer Völker. Eine ethnologische Studie. fl. 5.— = M. 10.—

Becker, M. A., Verstreute Blätter. (Sociale, culturgeschichtliche und pädagogische Aufsätze.) fl. 2.40 = M. 4.80

— Niederösterr. Landschaften mit historischen Streiflichtern. fl. 2.— = M. 4.—

Inhalt: Schottwien. — Gloggnitz. — Wartenstein. — Hernstein.

Neuerdings erscheint

Die Modenwelt

ohne Preis-Erhöhung in jährlich 24 reich illustrirten Nummern von je 12, statt früher 8 Seiten, nebst 12 großen farbigen Moden-Panoramen mit gegen 100 Figuren und 14 Beilagen mit etwa 280 Schnittmustern.

Vierteljährlich 1 M. 25 Pf. = 75 Kr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Katalog: Nr. 4357). Probe-Nummern in den Buchhandlungen gratis, wie auch bei den Expeditionen. — Auch in Heften zu je 25 Pf. = 15 Kr. zu haben (Post-Zeitungs-Katalog: Nr. 4357a).

Berlin W, 35. — Wien I, Operng. 3.

Gegründet 1865.

Beer, Dr. Rudolf, Heilige Höhen der alten Griechen und Römer. Eine Ergänzung zu Ferd. Freih. v. Andrians Schrift „Höhencultus“. fl. 1.— = M. 2.—

Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur und des geistigen Lebens in Österreich. Herausgegeben von Sauer, Minor, Werner.

Heft II. **Keil, R.,** Wiener Freunde 1784—1808. Beiträge zur Jugendgeschichte der deutsch-österreichischen Literatur. fl. 1.50 = M. 3.—

Heft III. **Spengler, Franz,** Wolfgang Schmeltzl. Zur Geschichte der deutschen Literatur im XVI. Jahrhundert. fl. 1.50 = M. 3.—

Heft IV. **Meißner, Johs.,** Die englischen Comödianten zur Zeit Shakespeares in Österreich. fl. 2.50 = M. 5.—

(Heft I der „Beiträge“ ist nicht erschienen.)

Berger, Alfr. Freiherr von, Dramaturgische Vorträge. Zweite Auflage. fl. 2.— = M. 4.—

Briefe von und an Grillparzer. Herausgegeben von Karl Glossy. Mit Grillparzer's Porträt. (Separatabdruck aus dem Grillparzer-Jahrbuch für 1890.) geb. fl. 3.— = M. 6.—

Aus dem Burgtheater 1818—1837. Tagebuchblätter des weil. k. k. Hofschauspielers u. Regisseurs Carl Ludwig Costenoble. kl. 8. 2 Bände. Mit Porträt. fl. 3.50 = M. 7.—

Dürrnberger, Dr. Adolf, Der Einfluss socialistischer Postulate auf das Privatrecht. Ein Vortrag. fl. —.75 = M. 1.50

Gelber, Adolf, Shakespeare'sche Probleme. Plan und Einheit im „Hamlet“. fl. 3.— = M. 6.—

Gnad, Dr. Ernst, Literarische Essays. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. fl. 2.50 = M. 5.—

Umsonst

versendet auf Verlangen eine Probenummer von

Im trauten Heim

ein österr. Familienblatt

die Administration

Wien, II. Glockengasse 2.

= Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. =

Empfehlenswerthe Werke

aus dem

Verlage von Carl Konegen (Franz Leo & Comp.) in Wien

I. Opernring 3, Heinrichshof.

Grazie, M. E. Delle, Gedichte. Neue Ausgabe. fl. —.70 = M. 1.40
— Herrmann. Deutsches Heldengedicht in zwölf Gesängen. fl. 2.— = M. 4.—
— Saul. Tragödie in fünf Acten. fl. —.90 = M. 1.80
— Die Zigeunerin. Erzählung. fl. —.70 = M. 1.40

Hausegger, Dr. Fr. v., Die Musik als Ausdruck. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. fl. 1.50 = M. 3.—
— Das Jenseits des Künstlers. fl. 2.— = M. 4.—

Hitopadescha, Der. Altindische Märchen und Sprüche. Aus dem Sanskrit von J. Schönberg. fl. 1.20 = M. 2.40

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Redigiert von Karl Glossy. Erster Jahrgang 1890. (Briefwechsel Grillparzers.) geb. fl. 5.— = M. 10.—
— Zweiter Jahrg. 1891. (Grillparzers Beamtenlaufbahn.) geb. fl. 5.— = M. 10.—
— Dritter Jahrg. 1892. (Tagebücher Grillparzers.) geb. fl. 5.— = M. 10.—

Knauer, Dr. Vincenz, Grundlinien zur aristotelisch-thomistischen Psychologie. fl. 3.— = M. 6.—

Kralik, Richard, Adam. Ein Mysterium. fl. —.50 = M. 1.—
— Büchlein der Unweisheit. Gedichte. fl. —.75 = M. 1.50
— Kunstbüchlein gerechten, gründlichen Gebrauchs aller Freunde der Dichtkunst. fl. 1.20 = M. 2.40
— Maximilian. Ein Schauspiel. fl. 1.50 = M. 3.—
— Offenbarung. Episteln und Elegien. 2. Aufl. fl. —.50 = M. 1.—
— Das Ostaralied. Ein Wintermärchen. fl. —.30 = M. —.60
— Roman. Gedichte. fl. —.75 = M. 1.50
— Sprüche und Gesänge. fl. —.75 = M. 1.50
— Die Türken vor Wien. Ein Festspiel. fl. 1.20 = M. 2.40

Krones, Dr. Fr. Ritter v., Handbuch der Geschichte Österreichs von der ältesten bis zur neuesten Zeit, mit besonderer Rücksicht auf Länder-, Völkerkunde und Culturgeschichte. gr. 8. 5 Bde. fl. 25.— = M. 50.—
— Geschichte der Neuzeit Österreichs seit dem 18. Jahrhundert bis auf die Gegenwart. fl. 6.— = M. 12.—

Pöhnl, Hans, Deutsche Volksbühnenspiele. 2 Bde. fl. 4.— = M. 8.—
Inhalt: Einleitung: Unser nationales Volksbühnenspiel. — Der arme Heinrich. — Gismunda. — Die schöne Magellone. — Ritter Stauffenberg und die Meerfei. — Der liebe Augustin.

Raaben, Eugen, Voltaire und Lessing. Lustspiel in fünf Aufzügen. fl. —.80 = M. 1.60

Raimund, Ferdinand, Dramatische Werke. Nach den Original- und Theater-Manuscripten herausgegeben von Dr. Karl Glossy und Dr. August Sauer Zweite, durchgesehene Auflage. 3 Bände. fl. 3.— = M. 6.—

Skene, Alfred von, Entstehen und Entwickelung der slavisch-nationalen Bewegung in Böhmen und Mähren im 19. Jahrhundert. Historisch-politische Studie fl. 1.50 = M. 3.—

Tausch, Dr. Carl, Einleitung in die Philosophie. fl. —.75 = M. 1.50

Thyrolt, Dr. Rudolf, Chronik des Wiener Stadttheaters 1872—1884. Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte. fl. 2.— = M. 4.—

Wartenegg, Wilh. von, Mozart. Festspiel zur 100jährigen Todtenfeier. Im Auftrage der Stadt Wien geschrieben. fl. —.30 = M. —.60

= Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. =

Alle Rechte vorbehalten.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.